

AUSGABE 3/2004
SEPTEMBER 2004/TISCHREI 5765

€ 3,-

WWW.NUNU.AT



Foto: © Peter Rigaud



Fritz Muliar über „ehrliche Nazis und falsche Demokraten“



Seite 4 COVER Fritz Muliar

Fritz Muliar ist mit bald 85 Jahren ein vitaler Schauspieler und scharfzüngiger Beobachter der politischen Szene. Erwin Javor und Peter Menasse haben ihn besucht.

Seite 10 ÖSTERREICH Koschere Milch

Ein Bauer in Laab im Walde produziert unter strenger Aufsicht koschere Milchprodukte. Petra Stuber hat sich die Produktion angesehen.

Seite 13 RESTITUTION „Die Dunkelziffer ist riesig“

Die Diskussion um die Ausfuhr zweier Schiele-Bilder 1998 läutete ein neues Kapitel der internationalen Restitution ein und veränderte den Kunstmarkt. Noch immer sind unzählige Kunstwerke nicht zurückgestellt. Von Axel Reiserer

Seite 16 RELIGION Die Pop-Kabbalah

Madonna und viele andere Prominente haben die Kabbalah als neue Ersatzreligion entdeckt. Hinter den „Kabbalah-Centern“ steckt eine finanzkräftige, sektenartige Organisation. Von Danielle Spera

Seite 20 MUSEUM Die Synagoge als Feuerwehrhaus

Im vorarlbergischen Hohenems zeigt ein bemerkenswertes Museum die Geschichte der Juden in der Gemeinde. Von Rainer Nowak

Seite 22 RÄTSEL Jiddisches, „kreuzweise“

Von Michaela Spiegel

Seite 23 THEATER Treffpunkt Walfischgasse

Neo-Theaterprinzipsalin Anita Ammersfeld macht aus der „Kleinen Komödie“ ab Frühjahr 2005 das „Stadttheater Walfischgasse“. Von Alexia Wernegger

Seite 26 WISSENSCHAFT Auf den Spuren Ignaz Liebens

Mit der Ermordung Heinrich Liebens durch die Nazis ging auch die Erinnerung an den wichtigsten Wissenschaftspreis der Monarchie verloren. Von Philipp Steger

Seite 29 AUFLÖSUNG Jiddisches, „kreuzweise“

Seite 30 ISLAMISMUS Zurück zu den 1920ern?

Führende Philosophen, Politikwissenschaftler und Psychoanalytiker interpretieren den heutigen Islamismus als Phänomen der totalitären Ideologien der 1920er Jahre. Von Martin Engelberg

Seite 34 DAJGEZZEN Rechtschreiben auf Jiddisch

Erwin Javor und Peter Menasse über die viel diskutierte Rechtschreibreform und die Frage gleichgeschlechtlicher Liebe im Judentum.

Seite 36 MEINUNG Land auf Abruf

Seit den Anschlägen des 11. September 2001 muss Israel wieder als Sündenbock herhalten, dabei wird systematisch Geschichtsfälschung betrieben, meint Eldad Beck.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Ein neues NU liegt vor Ihnen, und es ist im besten Sinne „global“ geworden.

Aus Washington schreibt der österreichische Wissenschaftsattaché Philipp Steger über die Neuauflage des Ignaz-Lieben-Wissenschaftspreises.

Axel Reiserer hat in London zur Kunstrestitution recherchiert und aus Berlin kommentiert Eldad Beck die europäische Position zu Israel. Danielle Spera informiert über den Kabbalah-Kult als Spielwiese für amerikanische Mega-Stars und Martin Engelberg analysiert die zerstörerische Gewalt des Islamismus.

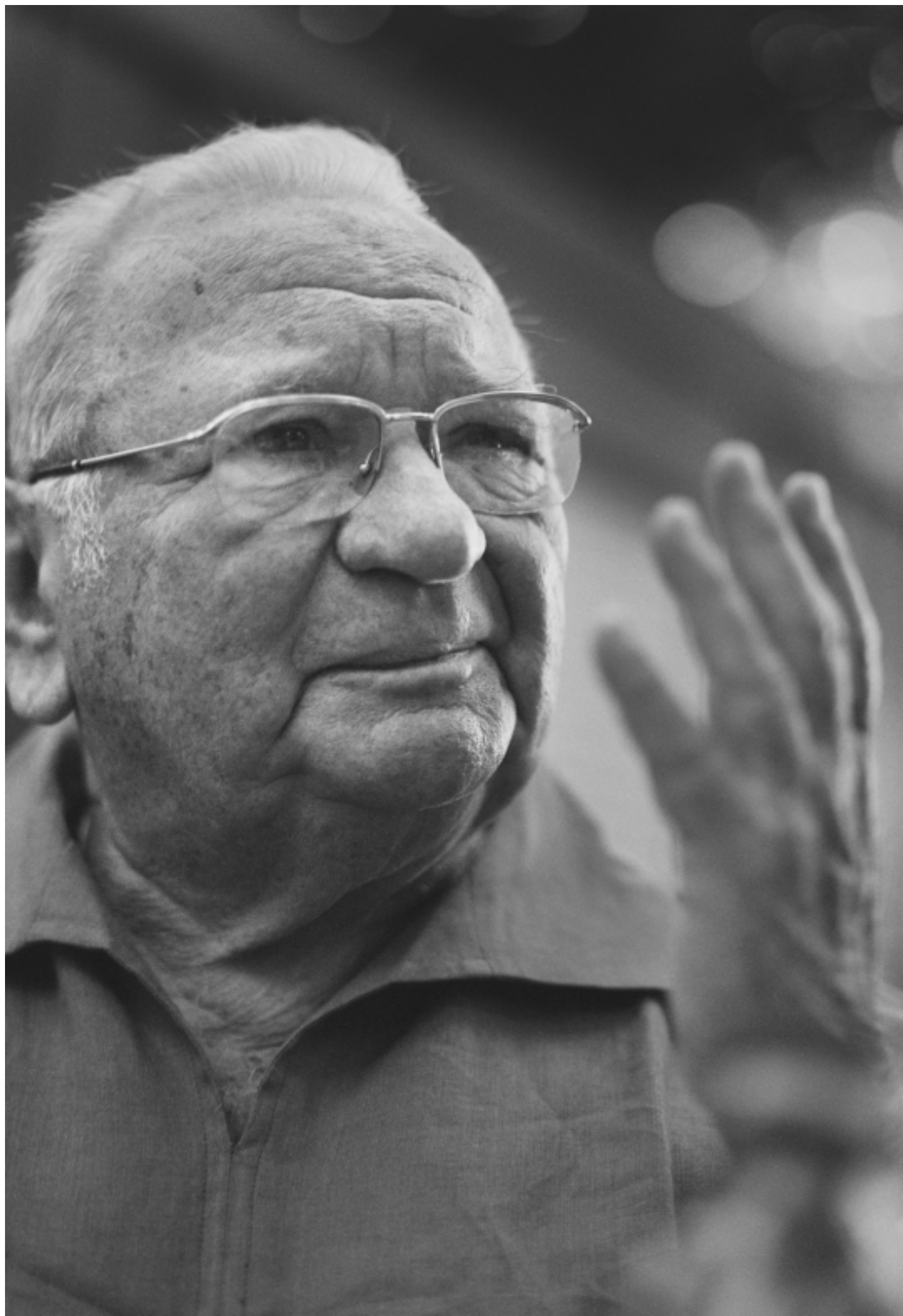
Von der weiten Welt zurück in heimische Gefilde: Fritz Muliar, frisch wie eh und je, hat sich einem NU-Interview gestellt. Wenn es Sie erheitern sollte, mit welchen Tricks er in den 1950er Jahren um Spenden für den Friedensrat geworben hat, werden Sie sicherlich auch an unsere zurückhaltenden Schnorrraktionen denken. Sie wissen ja, wir haben keine Finanzierungsquelle außer dem Heftverkauf und Ihrer freundlichen Spende.

Die Kontonummer für alle Fälle:
BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300.

Gute Unterhaltung mit NU
wünscht Ihnen

Peter Menasse
Chefredakteur

(Mail an: office@nunu.at)



Melde gehorsamst: Alle lieben Muliar

Fritz Muliar ist mit seinen bald 85 Jahren ein vitaler Schauspieler, scharfzüngiger Kommentator der politischen Szene und begnadeter Erzähler von Schmankerln. Seine höchstpersönlichen Anmerkungen zur Geschichte sind nicht immer leicht nachvollziehbar, aber jedenfalls originell. Erwin Javor und Peter Menasse haben ihn vor einem Auftritt auf der Burg Liechtenstein besucht.

Von Peter Menasse

Fritz Muliar lenkt seinen Wagen schwungvoll um die letzte Kurve vor der Burg Liechtenstein, erblickt seine Interviewpartner und bleibt direkt neben ihnen stehen. Die Chance auf ein Gespräch, sofort, ohne weitere Verzögerung, hält ihn davon ab einzuparken. Er stellt uns seine beiden Fahrgäste vor, einen in Österreich geborenen und von hier 1938 nach Schweden emigrierten Freund mit seiner schwedischen Frau. Und redet schon wieder weiter, heiter und ganz, ganz schnell. Ein älteres Paar kommt am Auto vorbei, die Frau dreht sich ungläubig um und starrt durch die Windschutzscheibe, unsicher, ob er es denn wirklich sei, der „Schwejk“, der „Muliar“, ihr großer Star. Der Angehimmelte reagiert unwirsch, er wachelt mit seinen Händen, als wolle er eine lästige Taube verscheuchen, und sagt in der ihm eigenen Klangfarbe: „No, wos is, gemma, gemma.“ Die Frau weiß nicht recht, wie ihr geschieht: er, der Angebetete – dann eine solche Abfuhr. Sie dreht sich nochmals verunsichert um und geht kopfschüttelnd weiter zur Burg.

Hier oben, eine gute Stunde vor Beginn der Aufführung geht es Fritz Muliar wie David Beckham vor einem Länderspiel im Wembley-Stadion. Die Menschen freuen sich, ihn zu sehen, wie er da geht mit seinen 85 Jahren, beschwingt, den Stock dandyhaft wirbelnd. Auf der Terrasse des Kaffeehauses, das wir angesteuert haben, drehen sich Köpfe, setzt ein aufgeregtes Tuscheln ein, entsteht eine kollektive Stimmung der Freude über ihren aller Volksschauspieler.

Wir gehen ins Innere des Cafés und fragen ihn, ob ihm ein Platz in einer Nische recht sei. „Aber ja“, sagt Muliar, „setzen wir uns in die Nische, wir sind ja alle drei Nischlinge ersten Grades.“

Kaum sitzen wir, haben Topfenstrudel und Kaffee bestellt, macht sich Muliar Sorgen, ob es heute regnen würde. Am Tag davor hatte man die Vorstellung unterbrechen müssen und er, Muliar, sei der Meinung, man müsse in einem solchen Fall aufhören und nicht nach einer Pause weiterspielen. Unser Einwurf, die Menschen

würden mit den Wetterkapriolen rechnen und Unterbrechungen mit Geduld hinnehmen, wischt er vom Tisch: „In einem normalen Sommertheater, wenn man den ersten Akt gespielt hat und es fängt an zu regnen, packt man zusammen und geht nach Hause.“ Böse sei er auf die Ott, sagt er, weil sie immer noch weiterspielen will. Sie meint, man müsse sich um jeden einzelnen Zuschauer kümmern, das ginge doch wirklich zu weit.

Fritz Muliar wird im Jahr 1919 in Wien als Friedrich Ludwig Stand geboren. Sein Vater, ein k. u. k. Offizier, hat sich um seinen unehelichen Sohn nie gekümmert. Später war er, wie Muliar in seinen Erinnerungen schreibt, „ein hervorragender Nazi, aber immer noch ein miserabler Vater“. Im Jahr 1924 heiratet seine Mutter den aus Russland eingewanderten jüdischen Goldschmied Mischa Muliar, und bald darauf verwandelt sich der kleine Junge

mit Bescheid des Magistratischen Bezirksamts in Friedrich Ludwig Muliar, ein Kind, das schon in seinen frühen Jahren ein dominierendes Interesse hat: Kino und Theater. Der Bub wächst in einer sonderbaren Familienmischung aus erzkatholischer Großmutter, deutschnationalem Großvater, sozialdemokratischer Mutter und jüdischem Stiefvater auf. Die Beziehung zum Leben der Juden und sein Bekenntnis zur Sozialdemokratie sind dem alten Herrn geblieben.

Die Kellnerin hat den Nischlingen inzwischen Kaffee und Strudel serviert und Fritz Muliar erzählt von der Zeit vor 1938: „Es hat einen unsäglichen Kampf, einen Kampf der Wiener Juden untereinander gegeben. Die eingesessenen, die seit 200 Jahren hier waren, darunter Juristen, Ärzte, Wissenschaftler, Literaten, ►





haben gesagt, die mit dem Bart verderben uns unser ganzes Hiersein, weil wir mit ihnen gleichgestellt werden, und das wollen wir nicht. Man ist, wenn man nicht musste, nicht in den 2. Bezirk gegangen.“

Er selbst spricht der Assimilation das Wort: „Man muss sich anpassen, sonst kann man nicht leben. Man muss ja nicht untereinander heiraten, aber man muss miteinander leben. Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Ich begehe eine Sünde: Ich mag die Deutschen nicht. Aus verschiedenen Gründen mag ich sie nicht. Sie haben mir den Vater genommen, sie haben mir das Land genommen und sie, nein, einige von ihnen, haben mich gequält und eingesperrt. Der Name des Landes, das ich liebe, durfte nicht ausgesprochen, sondern konnte nur geflüstert werden. Aber ich habe gelernt, dass ich bei der Wehrmacht ein eigenständiger Mensch sein kann, wenn ich mich anpasse. Ich kann nicht sagen, ich spiele da nicht mit. Und in Wien war es ähnlich. Man konnte nicht damit rechnen, eine große Karriere zu machen, wenn man sich mit dem Kaftan wohinsetzte. Da musste man schon ein großer Rabbiner sein, um sich so was erlauben zu dürfen. Man musste sich angleichen oder man musste unter sich bleiben. Das war der große Fehler. Sie sind unter sich geblieben und waren doch keine Russen mehr, keine Polen mehr, aber in Wien waren sie auch nicht angekommen.“

Wie es denn mit seinem Stiefvater gewesen sei, fragen wir ihn, habe der sich denn assimiliert. „Ah“, sagt Muliär wegwerfend, „nach außen hat er sich völlig angepasst. Nach außen.“ Und was er denn gesagt habe, wollen wir wissen, als er, Fritz Muliär, als 14-Jähriger der Vaterländischen Front beigetreten sei, aus „Verzweiflung“ über die Ermordung von Engelbert Dollfuß, wie wir seinen Memoiren entnommen haben. „Nix“, meint Muliär lakonisch, „das war damals die Staatspartei, sie war leicht antisemitisch, aber das war ihm wurscht. Papa hat Russland erlebt, also was soll er sich über den Starhemberg aufregen?“

Sein „Papa“ war bald nach der Hochzeit in die USA gegangen, um dort eine Karriere als Goldschmied aufzubauen. Als ihm seine Frau nicht folgte, weil sie ihre eigene Welt nicht verlassen, einen guten Job bei der Kontrollbank nicht aufgeben wollte, kehrte er nach einem Jahr wieder zurück. 1938 sollte sich der kurze Aufenthalt in den USA als Glück erweisen. Mischa Muliär konnte erneut dorthin ausreisen, wurde sehr rasch eingebürgert und über-



Kreisky-Fan Muliar: „Mir tut es leid, dass die SPÖ sich nicht so präsentiert, wie sie sich präsentieren könnte.“

lebte den Krieg. Die Mutter folgte ihm auch diesmal nicht. Das Kind Friedrich wurde nicht gefragt, es hatte sich den Erwachsenen anzupassen. Man habe allgemein geglaubt, Hitler würde sich nicht halten und in ein paar Wochen wieder weg sein. Fritz Muliar ist an dieser Stelle gar nicht anekdotisch, sondern ernst und traurig. Den Vater hatte er erst viel später wieder getroffen und es war nichts mehr wie zuvor. Bei der Mutter zu bleiben, hieß den Vater verlassen. Das macht Schuldgefühle – auch noch, wenn man 85 wird.

Heute sei Antisemitismus überhaupt kein Thema mehr, will der alte Herr uns weismachen. Er habe mit seinem Freund aus Schweden gesprochen, dort frage niemand nach der Religion. Seine eigenen Kinder würden ihm auch bestätigen, dass sie nicht über das Jüdischsein redeten, das interessiere keinen Menschen. Und er selber könne auch nicht sagen, welcher Religionsgemeinschaft seine Freunde ange-

hörten, weil er noch niemanden danach gefragt habe.

Ein wenig kann man den Eindruck gewinnen, dass sich Muliar sein ganz eigenes, auf seine persönlichen Erfahrungen zugeschnittenes Weltbild geschaffen habe. Tag für Tag himmelt ihn ein Publikum an, wenn er böhmakelt, wenn er im jiddischen „Jargon“ witzelt, wenn er ihnen auf der Bühne trotz hohen Alters was vorhüpft. Er ist angepasst, sie lieben ihn, wo also sollte da ein Problem sein?

Für die aktuelle Politik interessiert sich Fritz Muliar nach wie vor. „Ich bin zwar schon alt“, sagt er, „aber ich streite gerne. Mir macht die Lage Spaß. Ich bin nur traurig, dass meine eigene Partei nicht den richtigen Impetus findet, dass sie sich nicht so präsentiert, wie sie sich präsentieren könnte.“ Auf Nachfrage fällt seine Analyse widersprüchlich aus. Nein, es läge nicht am Parteivorsitzenden Gusenbauer, sondern an der Partei selbst. Sie sei verkrustet, ►



Heute sei Antisemitismus überhaupt kein Thema, behauptet Muliar, auch seine eigenen Kinder redeten nicht über Religion

verbürgerlicht und habe zu wenig Ideologie. „Um es kurz zu sagen“, wird er ganz präzise, „die Partei ist mir zu wenig links.“

Dann aber kommt er doch auf den kulinarischen Dauerbrenner der Innenpolitik zu sprechen: „Seit die Leute öffentlich Spargel essen gehen“, wettet er, „bin ich zu einem Kritiker geworden. Man setzt sich nicht mit einem jeden an den Tisch, auch nicht aus politischer Räson.“

Über die Wahl von Heinz Fischer zum Bundespräsidenten freut sich der alte Herr. Ein integrierter Mann sei Fischer, einer, dem man wirklich vertrauen könne. „Wissen Sie, wenn jemand sagt, ich werde meine Jugendträume nicht aufgeben und ich werde weiterhin öffentlich sagen, dass ich Agnostiker bin, da ist es eine Beruhigung für mich, dass er trotzdem die Wahlen gewonnen hat. Und das auch trotz seiner halbjüdischen Frau. Das wurde nicht hochgespielt im Wahlkampf, aber ich freue mich, dass der alte Binder das erleben durfte, dass

seine Tochter die First Lady von Österreich geworden ist.“

Muliar nippt immer noch an seinem Kaffee und auch sein Topfenstrudel wird nur langsam, Brösel für Brösel, kleiner. Er zieht seinen Strudel hin, wie den sprichwörtlichen Strudelteig, weil er ständig erklärt, redet, unterbricht, unterhält. Er sei ja ein Kreisky-Fan gewesen, wollen wir ihn mit einer Information aus seinen Memoiren nochmals ein Stück zurück in die Geschichte der Zweiten Republik verführen. Muliar lacht: „Ganz anders“, sagt er, „der Kreisky war ein Muliar-Fan, das ist ein Riesenunterschied.“ Von den früheren Politikern habe ihm Figl besonders gefallen, ein paar Kommunisten, Linkssozialisten und dann fällt ihm der junge Erwin Lanc ein, der gesagt habe: „In meinem Bezirk gibt es keine Neonazis, weil die haben wir schon alle zusammenghaut.“

Heute, meint er dann sinnierend und plötzlich gar keinen Spaß mehr kennend, gefiele es ihm nicht mehr, heute sei alles so radikal, aber

gleichzeitig auch völlig verlogen: „Wenn der Herr Volksanwalt Stadler ein Deutschnationaler ist und Freude daran findet, über irgendwelche Sonnenwendfeuer zu hupfen, soll er es tun. Wenn er nebenbei gläubiger Katholik ist – was ich nicht verstehen kann, wie man das nebeneinander sein kann, weil Humanismus, Menschenliebe und Brüderlichkeit wird ja bei den Deutschnationalen nicht sehr groß geschrieben –, nehme ich ihm das auch noch ab. Warum er aber dann seine krausen nationalen, sozialen Ideen hinter diplomatischem Gesäusel verbirgt, begreife ich nicht. Ich habe gerne, wenn man offen miteinander umgeht.“

Und er erzählt uns, dass er von Zeit zu Zeit, wenn auch selten, mit Andreas Mölzer zusammentraf. Die beiden hätten sich früher wechselweise vor Gericht geklagt, bis eines Tages der FPÖ-Politiker bei ihm angerufen habe. Sie hätten sich getroffen und er, Muliär, habe zu ihm gesagt, dass ihm seine Ideen so unsagbar fremd wären. Die beiden seien dann ins Reden gekommen und Mölzer hätte bei allen ihren Gesprächen einen Vorzug bewiesen, er habe ihn nie angelogen. „Wenn einer heute kommt und sagt, ich bin ein Anhänger Hitlers, bleibt es mir unbenommen, ihn anzuspucken und wegzugehen. Aber ich muss zugestehen, der traut es sich wenigstens, die Wahrheit zu sagen. Die andern behaupten, sie hätten mit diesen Ansichten nichts zu tun – aber die Autobahn habe er doch gebaut. Da sind mir Leute wie Andreas Mölzer deutlich lie-

ber als andere Andreasse, die das Gleiche hinter dem Schutzschild der Monstranz in anderen Worten sagen. So was gefällt mir nicht, denn ich habe das Neue Testament zu lange gelesen, studiert und ausgelegt, um zu wissen, dass das nicht geht.“

Der Strudel ist bis auf das letzte Futzerl aufgegessen, die Zeit zur Vorbereitung auf die Vorstellung gekommen. Er möge uns doch noch ein paar Schmankerln aus seinem Leben erzählen, bitten wir ihn, etwa die größte Peinlichkeit, die ihm je widerfahren sei. Er wäre sein ganzes Leben lang von einem Fettnäpfchen ins nächste gehüpft, lacht Muliär, aber manche hätten sich am Ende als Heilbäder seines Schicksals erwiesen. „Als ich noch bei der Arbeiter-Zeitung geschrieben und dort viel zu wenig verdient habe, ließ ich mich vom katholischen Volksblatt engagieren, um Hausfrauen-Nachmittage zu moderieren. Rudi Buchbinder hat da gespielt, als Kind noch und so weiter. Eines Tages sind mir die ganzen Weiber total auf die Nerven gegangen, da bin ich hinausgegangen und habe gesagt: ‚Ich begrüße Sie im Namen der Arbeiter-Zeitung.‘ Da haben sie mich gleich hinausgeschmissen.“

Er habe sich seine Fettnäpfchen immer selber gemacht, sagt er uns nicht ohne Stolz: „Ich bin für den Friedensrat eingetreten, das war eine kommunistische Organisation. Für die bin ich sammeln gegangen im Simpl. Der Farkas hat den Baruch Picker, den Besitzer des Simpl, gefragt, warum er mir denn Geld für den kommunistischen Friedensrat gebe. Da habe Picker geantwortet: ‚Mir hat er gesagt, er brauche Geld für das österreichische Riesenrad.‘“

Langsam gehen wir über die Terrasse des Kaffeehauses zur Burg zurück. Der alte Herr schlendert gelassen, unbeeindruckt von den ihn anhimmelnden Theaterbesuchern, unbeeindruckt auch von der nervös auf ihn wartenden Regieassistentin. Zuerst muss er seinen schwedischen Freunden noch Eintrittskarten organisieren, dann wird er sich schminken lassen. Und ärgern wird er sich höchstens, wenn es wieder regnet und die Ott die Leute nicht heimschickt, obwohl sie doch ohnehin schon den ersten Akt gesehen haben. ■

Buchhinweis:

„Melde gehorsamst, das ja!“

Fritz Muliär – Meine Lebensabenteuer“

Aufgezeichnet von Renate Wagner und

Volkmar Parschalk

Styria 2003

ISBN 3-222-13129-5





Fotos: © Peter Rigaud

Koschere Milchproduktion in Laab im Walde: Molkereimeister Leonhard Hödl unter Aufsicht des Rabbinats bei der Arbeit

Ein neuer Bauer kommt uns kosher

Nach der Schließung der Bundesanstalt für Milchwirtschaft in Wolfpasing werden koschere Milch und Milchprodukte nun in Laab im Walde produziert. Von einem innovativen Bauern, der Geschmack und Qualität garantieren konnte – und in Zukunft sogar exportieren möchte.

Von Petra Stuibner

Der Maschgiach* gehört dazu. Wenn Leonhard Hödl am Pasteurisateur steht, wenn er den Topfen in seinem Gärbehälter kontrollieren will, wenn er Milchprodukte verpackt – immer hat der Maschgiach von der streng orthodoxen Gemeinde „Ohel Moshe“ ein wachsames und interessiertes Auge auf Herrn Hödls Hände, seine weiße Mütze, die sorgsam jedes Haupthaar abdeckt, die Geräte, die gesamte Szenerie.

„Seit 20 Jahren wird jeder meiner Handgriffe streng kontrolliert“, schmunzelt Hödl, „und ich kann wohl sagen, dass ich viel dabei gelernt habe.“

Der Molkereimeister kann jiddisch grüßen, er kann „Das ist gut!“ und „Schönes Fest!“ sagen – und er findet, „dass das Arbeitsklima

sehr angenehm ist“. Sein Chef, der junge Eigener der Milchwirtschaft, Alexander Aschauer, nickt dazu. Er kommt ab und zu in der Molkelei vorbei, um mit dem Maschgiach zu plaudern – oder besser: ihn vor seiner kleinen Tochter zu schützen, die den frommen Mann mit Vorliebe umtanzt und umspringt. Man geht in Laab im Walde leger miteinander um, trotz aller Strenge der religiösen Vorgaben. „Das ist eine Frage des Vertrauens“, sagt Leonhard Hödl, während er sorgfältig seine Hände reinigt, „dann kann man auch miteinander entspannt Schmäh führen.“

Leonhard Hödl ist einer, dem der Rabbiner und der Maschgiach vertrauen können. Denn Hödl ist Molkereimeister mit Spezialkompetenz. Er ist der Fachmann für die Herstellung koscherer

* Maschgiach: Aufseher, im Auftrag des Rabbiners

Milch und Milchprodukte in Österreich. Zuerst arbeitete er in der Bundesanstalt für Milchwirtschaft in Wolfpassing bei Wieselburg, jetzt ist er bei den Gebrüdern Aschauer in Laab im Walde beschäftigt.

Denn kosher wird Milch seit 31. März dieses Jahres nicht mehr in Wolfpassing, sondern nur mehr in Laab im Walde produziert. An diesem Tag wurde nämlich die Bundesanstalt geschlossen – aus Spargründen, schließlich leidet in diesen Tagen sogar das Landwirtschaftsministerium unter Grasser'schen Sparphantasien. Wobei man – fast – auf die Koscher-Produktion vergessen hatte: „Wir haben im Ministerium angeklopft und gefragt, ‚Und was ist mit uns?‘ und die haben dann einmal scharf nachgedacht“, sagt der Präsident von Ohel Moshe, Moses Grüssgott, zu NU. Ohel Moshe hat es schon vor Jahrzehnten übernommen, die Produktion koscherer Nahrungsmittel zu überwachen und damit auch die Einhaltung der religiösen Regeln zu gewährleisten.



Alexander Aschauer ist ein junger, sehr entspannt wirkender Mann von 36 Jahren, verheiratet, vier Kinder – und voller Unternehmensgeist, wie er selbst sagt. „Uns liegt es im Blut, etwas Neues aufzubauen.“ Sein Großvater habe nach dem Zweiten Weltkrieg mit einer Milchkuh und einem Ochsen angefangen – seine Enkel haben mittlerweile Österreichs größten Milchviehbetrieb und beliefern 120 Schulen in Wien, Niederösterreich



Koschere Milch aus Laab: 100.000 Liter pro Jahr

Das Nachdenken der Ministerialbeamten – und vor allem das Nachfragen – zahlte sich aus. Mit Hilfe des Milchreferenten der niederösterreichischen Landwirtschaftskammer fand man Alexander Aschauer und seine Brüder – und die waren spontan bereit, die Koscher-Produktion zu übernehmen. Seit März sind es also 180 Laaber Kühe, Holstein-Friesinnen (vulgo Schwarzbunte) und Simmentaler Rinderdamen (vulgo Fleckvieh), deren Milch zumindest teilweise für koschere Produktion verwendet wird. Insgesamt etwa 100.000 Liter pro Jahr werden produziert und verarbeitet – konkret jeden Montag und Dienstag –, sofort verpackt und an die koschere Bäckerei im zweiten Wiener Gemeindebezirk geliefert.

und im Burgenland mit Schulmilch. Die Koscher-Produktion hat Aschauer aus nüchternen ökonomischen Motiven übernommen: „Wir haben einen großen Kunden verloren – da waren wir froh, dass wir einen verlässlichen Ersatz fanden.“

Koschere Milchprodukte haben nichts mit Massenproduktion zu tun – und sind schon daher für den Betrieb recht aufwändig. Konkret werden sieben verschiedene Produkte hergestellt – vom Magertopfen bis zum Vanillejoghurt, und das oft nur in Mengen von 15 Kilogramm. Immer wieder müssen die Geräte zwischen den einzelnen Produktionsgängen gereinigt werden, ganz abgesehen vom Koscher-Machen am Anfang der Produktion: Nach dem Ritus müssen alle Gefäße, in welche



180 schwarzbunte Holstein-Friesinnen für koschere Milchproduktion

die Milch kommt (die ja über 34 Grad Körpertemperatur hat), mit Wasser gefüllt werden, das auf 97 Grad erhitzt wird – durch einprozentigen Säurezusatz auf Salpeterbasis wird der Prozess vervollständigt. Subvention von Seiten des Staates gibt es weder für die Produzenten Aschauer noch für die jüdische Gemeinde – was durch falsche Kalkulation nicht verkauft wird, ist ein Verlust. Doch Grund zur Sorge besteht nicht: „Wir arbeiten gut kostendeckend“, sagt Alexander Aschauer, immerhin macht die koschere Produktion zehn Prozent seines Umsatzes aus. „Wir kommen zurecht“, sagt auch Moses Grüssgott knapp.

Freilich geht auch an spezialisierten Produkten, wie den koscheren, das Zeitalter der Globalisierung nicht spurlos vorbei. Konkurrenzprodukte werden vor allem aus Belgien und Italien importiert – zu vielfach günstigeren Preisen, „aber beileibe nicht von so hoher Qualität“, wie Aschauer selbstbewusst sagt. Derselben Meinung ist man offenbar auch bei Ohel Moshe. „Wir sind noch in der Aufbauphase mit den Aschauers“, sagt Präsident Grüssgott. Noch in diesem Jahr soll eine neue Molkerei gebaut werden, die bis zu 200.000 Liter pro Jahr verarbeiten kann. Exporte sind

erwünscht, ebenso eine Ausweitung der Produktpalette.

Das wird wohl auch nötig sein, denn der Geschmack der jüdischen Gemeindemitglieder hat sich in den letzten Jahren verändert – auch die nicht eben kalorienarme jüdische Traditionsküche blieb von den Moden der Zeit nicht unberührt. „Die Nachfrage nach leichten und fettarmen Produkten ist zweifellos gestiegen“, sagt Grüssgott, und Aschauer meint bemerkt zu haben, „dass der US-amerikanische Geschmack auch nach Österreich durchschlägt“. Aschauer weiß, wovon er spricht, schließlich verkostet er auch die Produkte, die er selbst produziert. Ein Beispiel gefällig? „Dieser trockene, gesalzene Topfen, wie ihn auch die Amerikaner lieben“, schmeckt dem „Goj“ Aschauer „ehrlich gesagt gar nicht“.

Nur von der Biowelle blieben Österreichs koschere Milchprodukte bisher verschont. „Das wird bei uns eigentlich nicht nachgefragt“, sagt Grüssgott.

Wen es dennoch interessiert: Die Aschauerschen Kühe leben in einem riesigen Freiluft- und Freilauf-Stall – und sie wirken durchaus glücklich dabei. Davon konnte sich die NUR-Redakteurin persönlich überzeugen. ■

„Die Dunkelziffer ist riesig“

Trotz internationaler Anstrengungen bleibt die Restitution von Raubkunst der Nazi-Zeit ein schwieriges Unterfangen.

Von Axel Reiserer, London

Als der Bezirksstaatsanwalt von Manhattan, Robert Morgenthau, am 7. Jänner 1998 die beiden Schiele-Bilder „Bildnis Wally“ und „Tote Stadt III“ in New York beschlagnahmte, konnte er nicht ahnen, dass er den internationalen Kunstmarkt nachhaltig verändern würde. Seither wurden wichtige Schritte gesetzt, um ein weiteres finsternes Kapitel der Nazi-Zeit aufzuarbeiten: den Raub von Kunstgegenständen unter der NS-Herrschaft und die nach dem Krieg meist unterbliebene Rückerstattung an die Besitzer oder deren rechtmäßige Erben.

Dem von Morgenthau gesetzten Präzedenzfall folgte im Dezember 1998 die Washingtoner Konferenz über Vermögenswerte aus der Nazi-Zeit. Zwar gelang es nicht, völkerrechtlich verbindliche Verpflichtungen durchzusetzen, immerhin einigten sich die teilnehmenden 44 Staaten auf elf Prinzipien, die das Auffinden und die Rückgabe von Raubkunst wesentlich erleichtern sollten. In Österreich wurde knapp zuvor das Restitutionsgesetz beschlossen. Es sieht die Rückgabe von geraubten, abgepressten oder unmittelbar nach dem Krieg unter dubiosen Umständen erworbenen Kunstwerken in Bundesbesitz vor.

Die beiden weltweit führenden Auktionshäuser Christie's und Sotheby's setzten Ende der neunziger Jahre Abteilungen für Provenienzforschung ein, die sich intensiv mit den Besitzverhältnissen von Kunstwerken während der Nazi-Zeit beschäftigen. Eine der wichtigsten Informationsquellen dabei ist das Art Loss Register (www.artloss.com), das Hinweise über Tausende Werke von Raubkunst nicht nur der Nazis, sondern auch der Roten Armee und der Alliierten aus Museen und privaten Sammlungen in einer Datenbank gesammelt hat und Opfern bei der Restitution hilft.

„Das ist eine moralische Verpflichtung“, sagt Isabel von Klitzing von der Londoner Sotheby's-Zentrale. „Provenienzforschung ist besonders wichtig für uns, weil Sotheby's seit langem die

Politik verfolgt, keine geraubten Kunstgegenstände zu verkaufen. Das umfasst Nazi-Raubkunst, aber auch alle anderen gestohlenen Kunstgegenstände. Es ist unsere Politik, die Provenienzen der uns angebotenen Objekte für die Jahre 1933–1945 so vollständig und genau wie möglich anzugeben. Niemand tut sich einen Gefallen, der nicht alles tut, um die Vergangenheit aufzuklären.“



Foto: © Sotheby's

Das Bild „Krumauer Landschaft“ von Egon Schiele stammt aus dem Jahr 1916 und ist das bisher teuerste restituierte Stück Raubkunst. Es wurde bei Sotheby's um 12,6 Mio. Pfund versteigert.

Ein Beispiel: 1999 bot ein Kunde das Bild „Au Parc Monceau“ von Monet für eine Auktion an. In der Recherche tauchte der Hinweis „geraubt von den Hitler-Behörden und in einer Auktion verkauft“ auf. Sotheby's lehnte den Verkauf ab, erhielt aber vom Verkäufer die Erlaubnis, die Erben des eigentlichen Besitzers zu suchen.

Dabei entdeckte man folgende Geschichte: Der Monet gehörte vor dem Zweiten Weltkrieg dem Berliner Sammler Norbert Lévy. Er schenkte das Bild seiner Tochter Margret Lévy-Kainer. Sie flüchtete 1933 gemeinsam mit ihrem Mann Ludwig Kainer nach Paris und ließ ihre Kunstsammlung zurück. Diese wurde 1935 von den Nazis als „jüdisches Eigentum“ beschlagnahmt und in einer Auktion versteigert. Margret

Öllampe auf Satyrkopf aus
der Sammlung Ernst Pollak,
18 cm



Foto: © Art Loss Register

starb 1970, ohne den Monet jemals zurückbekommen zu haben. Durch Recherchen konnte man die Erben ausfindig machen. Die Rechtsvertreter des aktuellen Besitzers und der Erben fanden schließlich eine für beide Seiten akzeptable Vereinbarung.

Anne Webber, die Leiterin der „Commission for Looted Art in Europe“ („Kommission für erbeutete Kunst in Europa“), anerkennt die Initiativen der großen Akteure auf dem Kunstmarkt. Doch sie gibt auch zu bedenken: „Wir würden uns wünschen, dass es eine Informationspflicht gibt, wenn irgendwo ein geraubtes Kunstwerk auftaucht, egal, ob es in der Vergangenheit verkauft wurde oder heute auf den Markt kommt. Die Auktionshäuser sind nicht verpflichtet, den Eingang von Raubkunst oder die Namen der aktuellen Besitzer bekannt zu geben. Das macht es den Erben enorm schwierig, ihre Ansprüche durchzusetzen.“

Die Kommission wurde 1999 gegründet, um Einzelpersonen, Gemeinden und Institutionen bei der Suche nach Nazi-Raubgut und dessen Wiedererlangung zu helfen. Sie vertritt den Europäischen Rat der Jüdischen Gemeinden und die Europäische Rabbinerkonferenz, ist aber eine unabhängige Einrichtung. Vor der Publikation steht eine Liste von etwa tausend während der Nazi-Zeit beraubten Familien, die man in jahrelanger Arbeit zusammengetragen hat. Die Liste wird im Internet unter www.lootedartcommission.com veröffentlicht.

Webber weist darauf hin, dass es keine internationalen rechtlichen Verpflichtungen oder einheitliche Regelungen gibt, den Erben zu helfen. „Die Möglichkeiten, ein geraubtes Kunstwerk zurückzubekommen, sind extrem uneinheitlich,



„Au Parc Monceau“ von Claude Monet
wurde 1999 zur Auktion angeboten – erst
die Recherchen ergaben: Raubkunst

Foto: © Sotheby's

abhängig vom Engagement einzelner Regierungen und Institutionen und den Bemühungen von Einzelkämpfern und Organisationen wie unserer. Mehr Kohärenz in den verschiedenen internationalen Lösungsbemühungen ist notwendig. Für den Verkauf von Raubkunst brauchen wir mehr Regulierung. Es ist schwer einzusehen, dass man zum Beispiel ein Auto ohne vollständige Dokumentation nicht verkaufen kann, ein Kunstwerk aber schon.“

Sie hofft, dass eine einheitliche EU-Richtlinie auf Grundlage der Empfehlungen des Europarats von 1999 Möglichkeiten für Gerechtigkeit in ganz Europa eröffnen wird: „Es kann nicht so sein, dass die Möglichkeit zur Restitution davon abhängig ist, wo ein geraubtes Kunstwerk entdeckt wird.“ Auch kämen viele Staaten der in Washington vereinbarten Veröffentlichung von Informationen bestenfalls höchst mangelhaft nach. Der Zugang zum Recht sei oft prohibitiv teuer.

In Österreich lobt Webber die „großen Fortschritte“ bei der Arbeit der Bundes- und Landesmuseen seit Annahme des Restitutionsgesetzes. Auf die Frage nach dem Leopold Museum meint sie jedoch, dies sei „ein ernstes Problem. Das Restitutionsgesetz 1998 hat Standards für die österreichischen Museen gesetzt und es ist

Gustav Klimts „Porträt
Gertrud Loew (Gerta
Felsövary)“ 1902

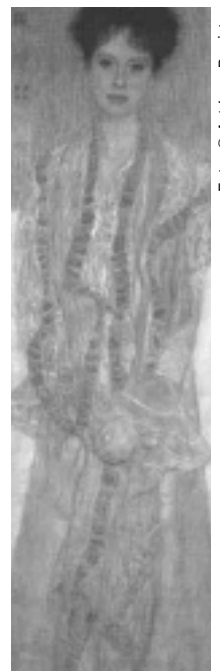


Foto: © Art Loss Register

unverständlich, dass es dem Leopold Museum mit seiner Sammlung erlaubt ist, außerhalb des Gesetzes zu stehen. Es ist enttäuschend, dass Restitution nicht in ganz Österreich als Verantwortung und Verpflichtung gesehen wird. Die Anomalie des Status des Leopold Museums untergräbt die Reputation, die sich österreichische Kuratoren und Museumsdirektoren für ihre engagierte Arbeit in anderen Bereichen erworben haben.“

Im Leopold Museum sieht man das anders. Provenienzforscher Robert Holzbauer betont, dass sein Haus das einzige sei, das seinen Gesamtbestand im Internet veröffentlicht habe. Ergebnisse der Provenienzforschung würden, sofern möglich, umgehend veröffentlicht. Zur rechtlichen Stellung des Museums meint er: „Das Restitutionsgesetz gilt nur für Bundesmuseen, Träger des Leopold Museums ist hingegen eine Privatstiftung. Der Bund kann nur für Bundeseinrichtungen Entscheidungen treffen. Wir stehen so da, wie praktisch alle großen Museen der Welt. Es sind die Bundesmuseen, die in einer Sonderlage sind.“

Über das Ausmaß des Nazi-Kunstraubs in Europa kann nur spekuliert werden, und das Aufspüren und die Restitution von geraubten Gegenständen bleibt eine Sisyphus-Aufgabe. „Die Dunkelziffer ist riesig“, sagt Felicitas Kunth vom Wiener Dorotheum, einst eine Drehscheibe im Handel mit Raubkunst, das sich seit der Privatisierung 2001 mit dieser Schattenseite seiner Geschichte auseinander setzt.

Der Raubzug begann unmittelbar nach der Machtergreifung in Deutschland 1933 und wurde systematisch betrieben. Eigentum von Juden, Oppositionellen und Regimegegnern wurde konfisziert. Zur Bezahlung der „Reichsfluchtsteuer“ waren viele Menschen gezwungen, ihre Kunstgegenstände zu verkaufen. In so genannten Judenauktionen wurden viele Werke verkauft. Andere gingen direkt an Nazi-Größen wie Göring. 1937 erließ Goebbels das Dekret über „entartete Kunst“, das zur Entfernung von 16.000 Kunstwerken aus deutschen Museen führte, die teilweise ins Ausland verkauft wurden, um Devisen einzunehmen. In Österreich wurde nach dem Einmarsch der Nazis im März 1938 die „Verwertungsstelle für jüdisches Umzugsgut der Gestapo“ eingerichtet, die Eigentum von geflüchteten, verhafteten und ermordeten Juden übernahm. In

Raubkunst: „Porträt eines Mannes“ von Caspar Netscher aus der Sammlung Gottlieb Kraus



Foto: © Art Loss Register

Michele Marieschi „Blick auf den Canale Grande und Dogana“ aus der Sammlung Heinrich Graf



Foto: © Art Loss Register

ganz Europa rafften Nazi-Schergen Kunstwerke für Hitlers geplantes Führermuseum in Linz zusammen.

Gigantische Vermögenswerte wurden geraubt und verschwanden. Nach dem Krieg wurde durch teilweise grotesk kurze Fristen in Deutschland und Österreich eine Restitution mehr verhindert als ermöglicht. Spektakuläre Einzelfälle im Zusammenhang mit heute enorm wertvollen Kunstgegenständen erzeugen bisweilen den Eindruck, dass es bei Restitutionsfragen um Reichtümer geht. Das ist falsch, weiß Anne Webber: „Der wahre Wert geht weit über Finanzielles hinaus. Oft ist ein Bild das letzte Erinnerungsstück an einen Vater oder eine Mutter, die im Holocaust ermordet worden sind.“ ■

Weiterführende Informationen:

- *European Commission for Looted Art:*

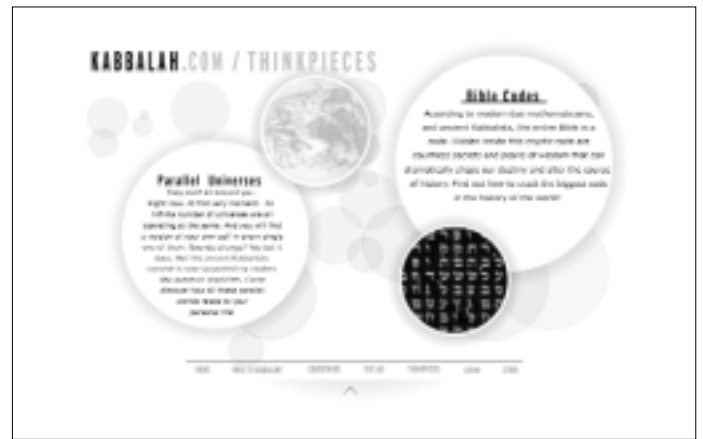
www.lootedartcommission.com

- *Central Registry of Information on Looted Cultural Property 1933–1945:*

www.lootedart.com

- *The Art Loss Register:* www.artloss.com

- *Liste von Nazi-Raubkunst in deutschen Museen:* www.lostart.de



Quelle: www.kabbalah.com

Homepage statt Bibel: Auf www.kabbalah.com finden treue Fans weise Sprüche, Wunderzahlen und allerlei Werbematerial

Instant-Kabbalah

Madonna und viele andere Prominente haben die Kabbalah, oder was davon übrig blieb, als neue Ersatzreligion entdeckt und begeben sich auf Pilgerfahrt. Nicht nur in den USA erfreuen sich die so genannten Kabbalah Center regen Zulaufs. Nicht weniger als 3,5 Millionen Menschen sollen sich der Bewegung bereits angeschlossen haben.

Von Danielle Spera

Mitten im Sommer ließen die israelischen Zeitungen mit einer Nachricht aufhören. Für Rosch Haschana und Jom Kippur soll Israel einen wahren Ansturm der „Rich and Famous“ aus Hollywood erleben. Das berühmterbuchtigte Kabbalah Center mit Hauptsitz in Los Angeles hat für die hohen Feiertage tausend Zimmer in den besten Hotels von Tel Aviv reserviert. Dazu den großen Ballsaal im Dan Intercontinental für die religiösen Zeremonien. Angeführt von Madonna, Demi Moore und Donna Karan, wollen 2.000 Mitglieder des Kabbalah Centers Rosch Haschana und Jom Kippur in Israel verbringen und ein ausgesuchtes Programm absolvieren. Neben den religiösen Feiern sind Ausflüge zu den Touristenzielen und den Gräbern berühmter Kabbalisten

vorgesehen. Stolz vermelden die Organisatoren, dass die Teilnehmer an der Reise aus 22 Ländern kämen, von Venezuela bis zur Elfenbeinküste.

Prominenteste Werbeträgerin, Fürsprecherin und „Anwältin“ des Kabbalah Centers ist Popstar Madonna, die mittlerweile ihr Leben und ihren Namen geändert hat. Sie heißt jetzt Esther, hat das Kreuz an den Nagel gehängt und gibt Freitagabend keine Konzerte mehr.

Dolce und Kabbalah

Das Mitgliederverzeichnis des Kabbalah Centers liest sich wie ein Who's who der Reichen und Schönen der Pop- und Filmbranche. David und Victoria Beckham, Madonnas Mann

Guy Ritchie. Demi Moore mit Ashton Kutcher gehen im Hauptquartier der Bewegung in Los Angeles ein und aus. Barbra Streisand, Elizabeth Taylor, Diane Keaton, Paris Hilton, Winona Ryder, Jeff Goldblum, Goldie Hawn, Courtney Love, Naomi Campbell und viele, viele andere. Kein Wunder also, dass der Begriff Dolce und Kabbalah aufgekommen ist.

Jerry Hall ist mittlerweile abgefallen, sie weigert sich, zehn Prozent ihres Einkommens an die Organisation abzugeben.

Auch die Modedesignerin Stella McCartney, Tochter von Paul und Linda McCartney, ist bereits auf Kollisionskurs mit dem Kabbalah Center gegangen und hat sogar ihre Freundschaft mit Madonna-Esther beendet. Madonna sei mittlerweile nicht mehr als eine Rekrutierungsmaschine für den Gründer der Kabbalah Center, Rabbi Berg, so ihre Kritik.

Der „Rav“

Wer steht hinter dieser Bewegung? Es ist dies Rabbi Philip Berg, ein 75-jähriger Mann mit Bart, der stets in weißer Kleidung auftritt. Vor etwa 35 Jahren hieß er noch Feivel Gruberger und war Versicherungsvertreter in New York. Heute zählt er zu den Superreichen der USA mit Wohnsitzen in den exklusivsten Vierteln von Beverly Hills und Manhattan. Mittlerweile kultiviert er eine Aura des Geheimnisvollen um seine Person, es gibt kaum Fotos von ihm, Interviews werden nicht zugelassen.

Seine Vergangenheit will er im Dunkeln lassen. So viel ist bekannt: Berg war verheiratet und hatte mit seiner streng religiösen Frau in New York acht Kinder. In seiner offiziellen Biographie heißt es, er habe New York in Richtung Israel verlassen, um sich seinen Studien zu widmen. Tatsächlich sei seine Motivation aber rein pekuniär gewesen, so sein Sohn aus erster Ehe, Avraham Gruberger. Gemeinsam mit einer Kollegin aus der Versicherungsbranche wollte man in Israel Geschäfte anbahnen – aus der Kollegin Karen wurde schließlich die zweite Frau, heute Teilhaberin am tatsächlich millionenschweren Geschäft, allerdings statt mit Versicherungen, mit der Kabbalah.

In Israel besuchte Gruberger einen Verwandten seiner ersten Frau, Rabbi Yehuda Brandwein, eine Autorität auf dem Gebiet der Kabbalah. Nach dessen Tod 1969 beanspruchte Gruberger, mittlerweile Dr. Philip Berg (die Herkunft des Doktorats ist ungeklärt), die Leitung des Kabbalah-Seminars Kol Yehuda von Rabbi Brandwein, dessen Sohn allerdings jede



Madonna, nunmehr „Esther“: Großzügige finanzielle Zuwendungen

Verbindung zu Bergs Kabbalah Center in Abrede stellt.

Heute ziehen neben Philip und Karen Berg auch seine Söhne Yehuda und Michael die Fäden. Yehuda Berg gab sich unlängst in einem Interview nicht eben unbescheiden: „Immer wenn neue ‚Lehren‘ entstehen, sind sie umstritten, denken sie nur an Jesus oder Mohammed, so ist es auch bei uns.“ Er würde gern mehr rote Armbändchen auf der Welt sehen als Kreuze an Halsketten.

Immerhin kann sich die Familie Berg mittlerweile über bis zu 3,5 Millionen Anhänger freuen, 50 Zentren hat man weltweit aufgebaut, vor einem Jahr auch eines in Deutschland. Kritiker seiner Organisation seien einfach eifersüchtige Rabbiner, die eben nicht so einen großen Zulauf hätten wie er, so Yehuda Berg.

Pop-Kabbalah wird zum Geschäft

Das rote Armbändchen um „günstige“ 26 Dollar ist sichtbares Symbol der Anhänger des Rav, wie Philip Berg sich gerne nennen lässt. Es soll gegen den bösen Blick und Verwünschungen von Menschen, die einem mit Neid und Missgunst begegnen, schützen. Weiters trägt man weiße Kleidung, denn sie zieht laut Berg positive Energie und Licht an.

Die Verkaufspolitik des Rav ist geradezu genial: Um teures Geld kann man (auch via Internet) gesegnetes Mineralwasser (in jedem Tropfen des „heiligen“ Wassers seien Jahrhunderte an Weisheit konzentriert – so die

Werbung), gesegnete Gesichtscremen, die hundertprozentig den Alterungsprozess stoppen, oder Duftkerzen zur Vertreibung böser Geister kaufen. Es wird sogar versprochen, dass Krankheiten geheilt werden können, die Fruchtbarkeit angeregt wird, ja selbst die Unsterblichkeit sei nicht ganz ausgeschlossen.

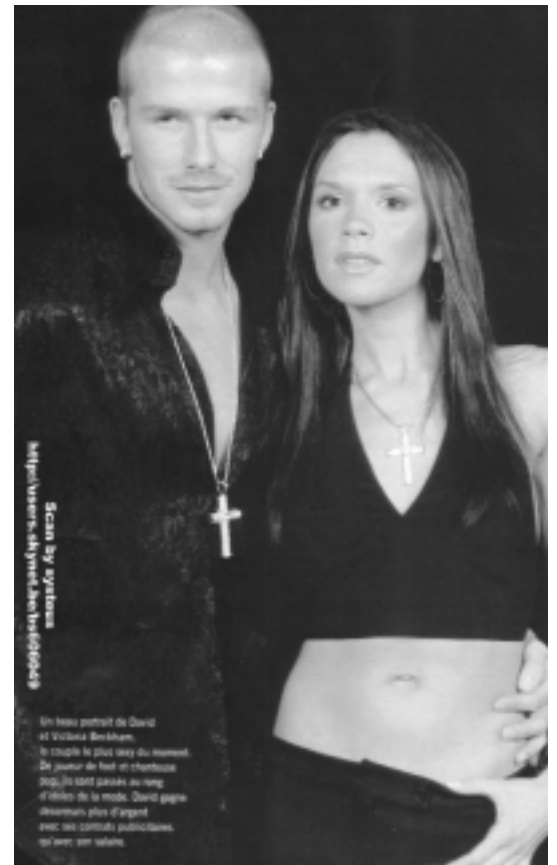
Das Rezept des Kabbalah Centers ist einfach, die Kabbalah wurde sozusagen benutzerfreundlich gemacht. Eines der wichtigsten Mittel ist die so genannte „Speed-Meditation“: Man muss nicht des Aramäischen mächtig sein, um den Zohar, den Text der Kabbalah, lesen zu können. Rabbi Berg empfiehlt die „20-Sekunden-Kur“: Man streicht mit den Händen über den Text. Durch dieses Scannen nimmt man die Worte unbewusst auf. Die kleine, wenn auch für die Bewegung ökonomisch ertragreiche Nebenbedingung: Das dabei zu verwendende Buch Zohar muss beim Kabbalah Center gekauft werden, um satte 415 Dollar. In jüdischen Buchhandlungen gibt es das gleiche, aber zum „religiösen Scannen“ ungeeignete Buch bereits ab 30 Dollar.

Ein gefährlicher Kult oder Scientology auf jüdisch

Kein Wunder, dass die Kritik heftig ausfällt: Menschen würden dort Unterricht geben, deren Kenntnisse über die Kabbalah – wenn überhaupt – ausgesprochen dürftig seien.

„Es ist nicht nur ein Kult, sondern sogar ein gefährlicher Kult“, so Rabbi Immanuel Schochet, Experte für Jüdische Philosophie und Mystik aus Toronto. Madonna trägt solche Kritik gelassen. Sie hat sich ein T-Shirt mit den Worten „Kult-Mitglied“ drucken lassen und es beim nächsten Auftritt getragen.

Auch ernste Warnungen bleiben nicht aus. In Großbritannien hat sich Oberrabbiner Jonathan Sacks im heurigen Frühjahr zu einer außergewöhnlichen öffentlichen Stellungnahme entschlossen, nachdem ihm Horrorgeschichten à la Scientology berichtet worden waren. Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die sich für das Kabbalah Center interessierten, seien bedrängt worden, viel Geld zu spenden, damit z. B. kranke Eltern geheilt würden. Manchen wurde geraten, den Partner zu verlassen, wenn der kein Interesse für das Kabbalah Center zeigte, etc. Außerdem wurde verbreitet, der Holocaust hätte vermieden werden können, wenn die Juden nur ausreichend die Kabbalah studiert hätten.



David und Victoria Beckham: Frequentieren das Kabbalah-Center in LA

Aufgebaut wurde das Londoner Zentrum (das größte in Europa) übrigens hauptsächlich aus Spenden von Madonna (5 Millionen Dollar) und dem Ergebnis eines großen Fundraisings durch Mick Jagger und Jerry Hall vor vier Jahren. Doch nicht nur in Großbritannien ist man durch Übergriffe alarmiert.

Jüdische Gemeinden auch anderswo distanzieren sich vehement von den Machenschaften der Kabbalah Center. Die Kabbalah Center würden – ähnlich anderen Sekten – in das Leben ihrer Mitglieder eingreifen und sie extrem unter Druck setzen, berichtet vor allem Rick Ross, der in New Jersey ein Institut leitet, das sich mit Kult und Sekten auseinander setzt und es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Berichte von Geschädigten der Kabbalah Center zu dokumentieren. Er ist einer der schärfsten Gegner Bergs, den er als Sklavenhalter bezeichnet, der ausschließlich seine Anhänger und Mitarbeiter ausbeute.

Doch selbst die schärfsten Kritiker können Berg nicht absprechen, dass er eine geniale Mischung gefunden habe: Man nehme ein bisschen New-Age-Spiritualität, Pop-Psychologie, buddhistische Meditation, hinduistische Seelenwanderung und eine Prise jüdischer Kultur, das alles mische man um ein mystisches Werk wie das Buch Zohar und mache es jedem (Frauen, Männern, Kindern, Juden, Nichtju-

den) zugänglich. Dazu auch noch Versprechungen wie Erfüllung jedes Wunsches, Gesundheit, glückliche Beziehung, Liebe, Sex, Reichtum und das Ergebnis ist perfekt: ein Geschäft ohne Risiko.

In den USA gehen die Meinungen auseinander: Schon wird diskutiert, ob dieser Zulauf gut oder schlecht für die Juden sei. Zwar empfinden es viele als Schande, dass ein wertvolles Gut wie die Kabbalah entwürdigt werde, allerdings meinen andere, es mache das Judentum populär und verringere vielleicht sogar den Antisemitismus. Tatsächlich drängen sich Paare zu kabbalistischen Trauungszeremonien, nichtjüdische Jugendliche feiern Bar Mitzwah-Partys, das alles jedoch ohne Synagoge und Thora.

Von Madonna kommen weiterhin die großzügigsten finanziellen Zuwendungen. Sie hat mittlerweile zwei Kinderbücher, die auf kabbalistischen Geschichten basieren, geschrieben. Die beiden Bücher „The English Roses“ und „Mr. Peabody's Apples“ werden nicht nur auf der Homepage des Kabbalah Centers angeboten, auch der Erlös geht an Rav Bergs Organisation. Außerdem soll Madonna-Esther gerade eine größere Summe für den Aufbau eines Kinder-Kabbalah-Centers in Manhattan gespendet haben, kolportiert werden 21 Millionen Dollar. Madonnas Wunsch nach einem dritten Kind stehe auch in engem Zusammenhang mit ihrer Bindung zum Kabbalah Center, wollen Eingeweihte wissen, verspricht man

doch dort gesteigerte Fruchtbarkeit durch das Studium der Kabbalah. Immerhin habe das heilige Wasser des Rav bereits die Warzen ihres Mannes Guy Ritchie zum Verschwinden gebracht. Seither trinke sie nichts mehr anderes.

Komödienstar Roseanne Barr sagt, ihr Leben habe sich durch das Kabbalah Center total geändert – sie fühle sich, als ob sie neu geboren wäre. Die gesamte Showgemeinde könne dem Kabbalah Center dankbar sein, endlich würde man gemeinsam für eine bessere Welt sorgen.

Den Werbeeffect durch Madonna-Esther schwächt man im Kabbalah Center ein wenig ab. Durch den 11. September seien um ein Vielfaches mehr Menschen zum Kabbalah Center gekommen als durch die Popularität Madonnas. Jede Woche seien es 50.000 Seminaristen allein in den USA, mehr als die Hälfte davon Nichtjuden, die Seminare und Veranstaltungen besucht hatten.

In den USA betrachtete man den Trend im Allgemeinen weniger mit Paranoia als vielmehr mit Ironie und Toleranz, schreibt die „New York Times“. Und zitiert Rabbi Ephraim Buchwald vom National Jewish Outreach Program in Manhattan: Vielleicht rege es nichtgläubige Juden an, ihren Glauben zu überprüfen. „Wenn die wichtigsten Rabbiner in den USA fordern, man solle koscher leben, wird keiner hinhören, wenn das aber von Madonna kommt, na dann ...“ ■

info

Zum Hintergrund der Kabbalah:

Das Buch Zohar wurde im 13. Jahrhundert angeblich von Rabbi Moses de Leon aus Granada in Spanien verfasst und beinhaltet eine Sammlung von Weisheiten, die vermutlich aus dem 2. Jahrhundert stammen.

In diesem Buch verbindet sich jüdisches Gedankengut mit älteren mystischen Vorstellungen. Spekulationen über den Namen Gottes, Zahlenmystik und Buchstabendeutungen spielen darin eine Rolle wie auch eine dualistische Sicht von Gut und Böse und Theorien über Seelenwanderungen. Mit der Vertreibung der Juden aus Spanien 1492 wurde die Kabbalah auch in anderen Regionen verbreitet. Später hatte sie großen Ein-

fluss auf den Chassidismus. Als Voraussetzung für die Beschäftigung mit der Kabbalah gilt das Studium von Talmud und Thora und ausgezeichnete Hebräisch-, wenn nicht Aramäisch-Kenntnisse. Zahlenwerte, die den versteckten Namen Gottes symbolisieren, seien geeignet, Prophezeiungen anzustellen, Krankheiten zu heilen, ja sogar mit Verstorbenen Kontakt aufzunehmen, hieß es. Bedenken scheint man aber auch schon im 14. Jahrhundert gehabt zu haben, wurde doch warnend die Losung ausgegeben, die Kabbalah sollte ausschließlich von bescheidenen, demütigen, gläubigen, gelehrten und verheirateten Männern ab 40 Jahren gelesen werden.

Und die Synagoge wurde zum Feuerwehrhaus

In Hohenems zeigt ein bemerkenswertes Museum die Geschichte der Juden in der Gemeinde. Die Darstellung eines jüdischen Mikrokosmos, in dem sich die Geschichte der Juden Mitteleuropas widerspiegelt. Die Migration ist ein wichtiges Thema: Nach den Juden kamen die Italiener, viel später dann die Türken nach Hohenems. Ihnen ist derzeit eine Sonderausstellung gewidmet.

Von Rainer Nowak

Museum Villa Heimann-Rosenthal: Erinnerungen an das jüdische Hohenems



Foto: © Arno Glöinger

Ein Frankfurter Museumsdirektor in einer Ein-paar-Tausend-Seelen-Gemeinde? Das ist noch vorstellbar. Ein jüdisches Viertel in einer kleinen Stadt in Österreich? Gut, das kann es gegeben haben. Geschichte, die aufgearbeitet wird? Auch ihre dunkle Seite? Soll vorkommen, wenn auch selten. Aber ein jüdisches Museum mit Frankfurter Direktor mit zeitgeschichtlich und politisch brisanten Sonderausstellungen? Klingt nicht sehr wahrscheinlich, gibt es aber: In Hohenems steht das vermutlich bemerkenswerteste jüdische Museum Mitteleuropas. Direktor Hanno Loewy erzählt die 300 Jahre dauernde Geschichte mit einer sonoren Erzählerstimme wie einst Axel Corti – er kann kleine lebendige Geschichten mit Aussagekraft oder die trockenen historischen Fakten darlegen. Dass etwa die jüdische Synagoge in den 50er Jahren zum Feuerwehrhaus mutierte, als späte Umsetzung eines alten Plans in der NS-Zeit. Oder dass die Geschichte der Juden in Hohenems rund 300 Jahre dauerte.

Sie begann 1617 mit der Ansiedelung der ersten Juden, weil die Reichsgrafen zu Hohenems ihre Stadt wirtschaftlich nach vorne bringen wollten. Und sie endete 1942, als die letzte jüdische Bewohnerin der alten Textilstadt, die alte Frau Rosenthal, ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und dort ermordet wurde. Damit hätte die Geschichte der Juden auch geendet, wenn sich nicht Jahre später einige Hohenemser an die einzigartige jüdische Landgemeinde erinnert und gewollt hätten, dass sich auch andere erinnern. In den 80er Jahren wurde diskutiert, was aus dem alten Gebäude, der Villa Rosenthal, werden soll. Ein hübsches Standesamt vielleicht?

Oder doch ein fremdenverkehrstaugliches Alpenmuseum? Die Stadt Hohenems hatte die

von der Fabrikantenfamilie erbaute Villa Heimann-Rosenthal schon 1983 erworben. 1986 wurde der „Verein Jüdisches Museum Hohenems“ gegründet. Und tatsächlich gelang es den Aktivisten, das Haus durchzusetzen. 1989 wurde der Historiker Kurt Greussing beauftragt, ein Museumskonzept zu erarbeiten, das die Geschichte der Juden in Vorarlberg unter der Perspektive des Verhältnisses zwischen Minderheit und Mehrheit veranschaulicht und dem Museumsbenutzer zugänglich macht. Das Museum wurde als „begehbare Buch“ konzipiert.

Bewusst wurde auf den Ankauf von Judaika verzichtet, die keinen unmittelbaren Bezug zur Hohenemser Geschichte hatten, wie Loewy erklärt. Man wollte kein Museum sein, das Judentum für Anfänger erklärt, sondern eine Darstellung der Juden von Hohenems als Teil der lokalen Bevölkerung.

Die wenigen Objekte, die noch von der jüdischen Gemeinde Hohenems erhalten geblieben sind, zeugen auch von der Tilgung dieser jüdischen Spuren in Vorarlberg. Ein Sprachlabor stellt die auch in Vorarlberg gesprochene jiddische Sprache vor. Im Dachgeschoß erzählen Zeitzeugen von ihren Erinnerungen an das jüdische Hohenems. 1992 wurde dem neu gegründeten Museum der Österreichische Museumspreis verliehen. Ein Raum ist der Musik des Hohenemser Salomon Sulzer (1804 – 1890) eines Erneuerers der Synagogemusik, gewidmet. Zu seinem 200. Geburts-



Foto: © Nikolaus Walter

Hohenems: Den vertriebenen Juden folgten türkische Migranten

info

Jüdisches Museum Hohenems

Villa Heimann-Rosenthal

Schweizer Straße 5, A-6845 Hohenems

T (0043) 05576/739 89-0

F (0043) 05576/77793

E-Mail: office@jm-hohenems.at

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag und an

Feiertagen 10–17 Uhr

Eintrittspreise:

EUR 5,-/CHF 7,50

EUR 3,50/CHF 5,50 ermäßigt für Studenten, Senioren

Kinder bis 12 Jahre frei

Gruppenermäßigung (ab 6 Personen)

EUR 4,- /Person, ermäßigt EUR 2,50 /Person

Führungen:

Museum: pro Person EUR 7,-

mindestens 10 Personen: EUR 70,-

Museum + Viertel: EUR 8,-

mindestens 10 Personen: EUR 80,-

Museum + Viertel + Friedhof: EUR 9,-

mindestens 10 Personen: EUR 90,-

Schülergruppen: pro Schüler EUR 2,50

Ermäßigungen für Club Ö1-Mitglieder

tag wird ihm im Herbst eine Sonderausstellung gewidmet. Viel versprechender Titel: Kantor-mania. 2006 denkt man eine Ausstellung über die Alpen und Juden als Beziehungsgeschichte an – mit leichtem Augenzwinkern, wäre das Haus doch fast ein Alpenmuseum geworden.

Loewys aktuelle Sonderausstellung – in Kooperation mit Eva Grabherr von der Projektstelle für Zuwanderung und Integration in Vorarlberg – widmet sich einem jüngeren, nicht jüdischen Thema.

Das jüdische Viertel war bereits Ende des 19. Jahrhunderts von seinen Bewohnern teilweise aufgegeben worden. (Nach den Staatsgrundgesetzen von 1867 und dem darin garantierten freien Niederlassungsrecht ging die Bevölkerung der jüdischen Gemeinde in Hohenems rapid zurück.) In die leer stehenden Gebäude zogen unter anderem die

ersten italienischen „Gastarbeiter“, die Messerschleiferfamilie Collini, ein, die heute mit ihrem international operierenden Metallverarbeitungsbetrieb der größte Arbeitgeber im Ort ist. Später sollten viele folgen, die sich im Textilviertel ansiedelten, von der Polentagas-se sprach man dort. In eben diese Gasse kamen in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts neue „Gastarbeiter“: Türkische Familien zogen in die einst jüdischen Häuser ein. Und um ihr Leben in der Fremde dreht sich die Ausstellung – von der Darstellung ausgewählter Einzelschicksale bis hin zur klaren Bezugnahme auf das Migrationsschicksal der türkischen Einwanderer und der jüdischen Hohenemser, die eingewandert waren. Beinahe überflüssig zu erwähnen, dass beide Minderheiten auch mit Anfeindungen konfrontiert waren. Ein jüdisches Museum mit einer Sonderausstellung über türkische Gastarbeiter? Auch das gibt es wohl weltweit nur in Hohenems. ■

Rätselhaftes in Jiddisch (und anderen Sprachen)

AUFLÖSUNG: siehe Seite 29

1	2	3	4			5	6		7
8						9		10	
11				12	13				
		14							
15							16		
						17			
18	19		20		21				
22				23					
24						25		26	
27		28	29					30	
		31				32	33		
34	35				36		37		
	38			39		40			
41						42			

WAAGRECHT:

1. Letztendlich tun es Bienen, gänzlich bist du hauptwörtlich froh es zu haben
8. Von rechts kommende Automarke aus dem Osten
9. Verwirrte ital. Automarke
11. Klingt nach wechselhaftem Oren und ist doch nur heimliches Sprechen
14. Asiatische Krustentierspezialität ohne Kruste
15. Die Person von rechts ist nichtjüdisch
16. Mehr als zehn
17. Kürzeste Minute
18. „Gib dem kein Maulspiel“
21. Bekanntes Karl-Marx-Werk könnte ja auch so heißen, aber von rechts
22. Tätigkeit unter Kaufleuten
24. Kurzer lateinischer Lebenslauf
25. Wenn es dorthin geht, ist schlussendlich aus
27. Gehört nicht dazu und ist dennoch bei uns daheim
30. Kurze Associated Press
31. Hätt' er noch „eff“ hintan, hätt' ihn seinesgleichen nicht bestohlen
32. Beginn des Zugrundegehens
34. Der Ton macht die Musik
37. Loi sur la protection de l'environnement tout court
38. Umlaut
39. Kleinbehälter
41. Kurze Online-Daten-Systeme oder engl. Ungleichheiten ohne Doppelselbstlaut
42. Erbanlagen

SENKRECHT:

1. Deiner Mutter Zunge?
2. Kleiner Eduard
3. Im Restaurant 10 %
4. Beschwert er dich lateinisch, hast nicht gut gegessen
5. Von unten mehr als 99
6. Gänzlich durcheinanderes Niftern
7. Kleines Verbrecherhaupt
10. Lat. Pronomen
12. Kurze männl. Anrede
13. Anfang deines Notizbuches? Ganzer Code
17. Von unten kriecht das Ungeziefer
19. Vulkanspucke
20. Kurze multiple Sklerose
21. Kurznummer
23. Passte passte auch
26. Putztuch? Rentierhalter
28. Kleingebäck oder Großkuchen
29. Sprich!
33. Koscher, vegetarisch, aus dem Wasser
35. Das gibst du dir auf die verletzte ... /i = j
36. Franz. Verneinung
40. Europ. Kurzgemeinschaft



Fotos: © Peter Rigaud

Ammersfeld in ihrem neuen Theater: Noch ist die Bühne leer

Treffpunkt Walfischgasse – spätestens zehn nach zehn

An Traditionen anknüpfen, aber dennoch Neues schaffen. Jüdische Themen behandeln, aber nicht ausschließlich. Jungen Künstlern Auftrittsmöglichkeiten geben und einen Ort der kulturellen Begegnung schaffen. Das alles und noch mehr will Neo-Theaterprinzipsal Anita Ammersfeld aus der „Kleinen Komödie“ machen. Im Frühjahr 2005 wird die Bühne als „Stadttheater Walfischgasse“ wieder eröffnet.

Von Alexia Wernegger

Noch sind es leere Räume, durch die die Sängerin und Schauspielerin Anita Ammersfeld führt. Die Mühen der Entrümpelung liegen bereits hinter ihr – die Spuren des Theaterbetriebs der vergangenen 30 Jahre sind aber noch allgegenwärtig. Dunkel wirkt der Zuschauerraum, renovierungsbedürftig sind der Stiegenabgang und das Foyer.

Doch Anita Ammersfeld hat bereits die Ärmel aufgekrepelt – und vor allem jede Menge Ideen entwickelt. Das Foyer wird komplett umgebaut und soll sich künftig nach Vorstellungsbeginn in eine Bar verwandeln. Atmosphärenwechsel inklusive. „Zehn nach zehn“ wird sie heißen, diese Bar, ein programmatischer Titel,

soll sich doch das Geschehen auf der Hauptbühne gegen 22 Uhr dem Ende zuneigen.

Und dann beginnt das Leben in der Bar, die mehr als nur Drinks bieten wird. Einerseits soll es – auch schon arrivierte – „Künstler zum Anfassen“ geben. Andererseits schwebt Ammersfeld hier „Theater im Theater“ vor – junge Künstler sollen die Chance erhalten, in entspannterer und familiärerer Atmosphäre als auf einer großen Bühne zu spielen oder Kabarett zu machen. Diese „Late-Night-Performances“ sollen gegen 23 Uhr starten. Aber auch an Lesungen oder Jours fixes, etwa für Tango-begeisterte, hat Ammersfeld gedacht. Und an Live-Musik. ▶



Anleihe hat sich die Künstlerin bei diesem Konzept an der Bar „Punchline“ in Tel Aviv genommen. Die stets bis zum letzten Platz ausverkaufte Spielstätte engagiert junge Künstler als Kellner, die außer für die Bestellungen und das Servieren auch einmal zwischendurch musikalisch für Stimmung sorgen. Ähnlich und doch ganz anders soll es künftig im „Zehn nach zehn“ zugehen. Eingeschenkt wird von Profis, dennoch bekommen die Gäste neben Sekt und Wein auch Kultur serviert.

Um all das zu verwirklichen, bedarf es eines völlig neuen Raumkonzepts. Und dieses soll von einem Architektenteam und einem Bühnenbildner erstellt werden, erzählt Ammersfeld im Gespräch mit NU. Sie hat sich für diese Aufgabe für Hans Kudlich entschieden, der u. a. den „Talisman“ am Volkstheater ausgestattet und mit dem sie schon bei zahlreichen Produktionen zusammengearbeitet hat. Was Kudlich in die Räume der Walfischgasse zaubern wird? Überraschung lautet die Devise.

Den Zuschauerraum will Ammersfeld baulich so belassen wie er ist – inklusive der Bestuhlung, die 274 Plätze bietet. Doch die braune Wandfarbe soll helleren Tönen weichen. Und: Die Prinzipalin lässt die Bühne senken, die sie derzeit als zu hoch empfindet. „Dann stimmen auch die Proportionen wieder.“

Außerdem soll die Technik komplett modernisiert werden. Der Grund dafür: Ammersfeld will vorerst auf öffentliche Subventionen verzichten und daher den Theatersaal auch für Fremdproduktionen (Musiktheater, Schauspiel, Kabarett) oder Veranstaltungen wie CD- oder Buchpräsentationen vermieten. Das Label für solche Events: „heute statt theater“. Jedenfalls gilt es da, gegenüber anderen Raumanbietern konkurrenzfähig zu sein.



Die Chance, Nutzer zu finden, stuft Ammersfeld grundsätzlich als hoch ein. Denn: Ein Theater dieser Größe sei in Wien einzigartig – und werde immer wieder gesucht. Aus eigener Erfahrung wisse sie, wie schwierig es ist, für kleinere Produktionen eine geeignete Spielstätte zu finden. Hier schließe sie nun mit ihrer Bühne eine Angebotslücke. Und das auch noch in bester Innenstadtlage mit ausgezeichnete Verkehrsanbindung.

Vermieten lassen sich auch die anderen Räumlichkeiten: drei große Probenräume samt dazugehörigen Garderoben. Ammersfeld denkt hier an einen ständigen Vertrag etwa mit einer Schauspielschule. Auch für Balletttraining würden sich die Räume eignen. Die Prinzipalin hätte dann einen fixen Einnahmeposten, auf den sie mit ihrer Kalkulation aufbauen könnte, muss sich doch das Haus mittel- und langfristig selbst tragen können.

Einer der Probenräume ist allerdings tabu: „Niemandland“ hat Ammersfeld ihn benannt. Dort wird die Schauspielerin Elfriede Ott künftig Workshops für den Schauspieler Nachwuchs abhalten. Ott, die sich seit Jahren junger Talente annimmt, sie ausbildet und auch durch die Einbindung etwa in ihre alljährlichen sommerlichen Nestroy-Produktionen (diesen Sommer unter Mitwirkung von Fritz Muliar) auf der Burg Liechtenstein fördert, war auch für Ammersfeld Lehrmeisterin in Sachen Theater. „Sie war und ist für viele Junge wegweisend.“ Am Konservatorium unterrichtet Ott heute nicht mehr. Künftig ist Lehren im „Niemandland“ angesagt.

Ott ist jedoch nicht die Einzige mit prominentem Namen, die Ammersfeld für „ihr Theater“

begeistern konnte. Erinnern Sie sich noch an Hermann Leopoldi? Der Wiener Kabarettist (1888 – 1959) schrieb Gassenhauer wie „Schnucki, ach Schnucki“, „In einem kleinen Café in Hernals“, „Schön ist so ein Ringelspiel“ oder „Der stille Zecher“. Seinen Sohn Ronald – er entstammt der Ehe Leopoldis mit der Sängerin und Kabarettistin Helly Möslein – zieht es nun auch ans Theater. Während Ammersfeld die künstlerische Leitung über-

nimmt, wird Leopoldi als kaufmännischer Direktor fungieren.

Der Dritte im Führungstrio ist Goran Miletic. Der ausgebildete Schauspieler, der seit einigen Jahren auf der Burgarena Liechtenstein die Produktionsleitung innehat, wird nun im „Stadttheater Walfischgasse“ die Direktionsassistenten übernehmen. Für die Öffentlichkeitsarbeit ist die Agentur communication matters (Peter Menasse) verantwortlich.

Wie aber kommt eine Sängerin und Schauspielerin auf die Idee, ein Theater zu betreiben? Ammersfeld enthusiastisch: „Es war immer schon mein Traum, ein eigenes Theater zu haben.“ Warum? „Weil ich da vermitteln kann, was mir wichtig ist.“

Im vergangenen Jahr hörte sie von der Möglichkeit, die „Kleine Komödie“ zu übernehmen, und trat in Verhandlungen. Helmut Siderits, der das Haus seit 1973 als Boulevardbühne geführt hatte, kam vor einigen Jahren in finanzielle Bedrängnis. Auch als er die Immobilie an die Steirische Ärztekammer verkaufte und von ihr rückmietete, besserte sich seine Lage nicht entscheidend. Siderits musste Konkurs anmelden.

In Glanzzeiten hatte Siderits das Theater dank des Zugpferds Gunther Philipp mühelos füllen können. Doch in letzter Zeit war es ruhig geworden in der Walfischgasse. Dabei hat das Haus durchaus Tradition. In der Zwischenkriegszeit befand sich dort ein Opernhaus. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude allerdings zerstört und dann nach der Wiederinstandsetzung zunächst von einer CV-Studentenverbindung als Festsaal genutzt.

1958 verwandelte der Kabarettist Gerhard Bronner die Bühne ins „Neue Theater am Kärlntnertor“. Es entstanden Programme wie „Dachl überm Kopf“, „Glasl vorm Aug“, „Die Arche Nowak“ oder „Weh dem, der rügt“. Spätere Größen wie Georg Kreisler, Louise Martini, Peter Alexander oder Helmut Qualtinger gaben sich an Bronners Bühne die Klinke in die Hand. An diese Tradition des Sprungbretts für junge Talente will Ammersfeld nun anschließen.

In ihrer eigenen künstlerischen Arbeit hat sich Ammersfeld in den vergangenen Jahren zunehmend mit jüdischen Themen und Autoren bzw. jüdischer Musik auseinander gesetzt.



Foyer des Stadttheaters: verwandelt sich 10 nach 10 in eine Bar

Auch diese Tradition will sie am „Stadttheater Walfischgasse“ fortsetzen. Gleichzeitig will sie der Bühne aber nicht das Etikett „jüdisch“ aufkleben. Denn: „Wir werden nicht nur jüdisches Theater machen.“

Spannung verspricht bereits die erste Eigenproduktion, mit der das Theater im Frühjahr 2005 eröffnet werden soll. Zwar hüllt sich Ammersfeld über Autor und Stücktitel noch in Schweigen. Doch sie verrät: Es soll eine Polit satire werden. Und eine Uraufführung. Paukenschlag garantiert, frohlockt die Prinzipalin.

Auf der Bühne stehen wird sie dabei allerdings nicht. So wie auch in keiner anderen Produktion – jedenfalls nicht in der Anfangszeit. „Ich fände das unseriös. Ich engagiere mich mit diesem Theater, um Menschen Kunst zu vermitteln. Ich schaffe mir damit nicht eine Auftrittsmöglichkeit.“ Sie wolle aber nicht ausschließen, irgendwann einmal auch in der einen oder anderen Produktion mit von der Partie zu sein. Ein bis maximal zwei Eigenproduktionen im Jahr soll es künftig im „Stadttheater Walfischgasse“ geben.

Fürs Erste sucht sich Ammersfeld ihre eigene Bühne aber quasi „außer Haus“. Im Herbst führt sie ihr Kurt-Weill-Soloprogramm „Ich liebe dich nicht“, das im Dezember 2002 im Haus der Musik in Wien Premiere hatte, in englischer Sprache am International Theatre auf. ■

Der Lieben-Preis: Aus der Monarchie ins vereinte Europa

Von Philipp Steger

Foto: © Jüdisches Museum



Ignaz Lieben: Er stiftete die wichtigste Wissenschaftsauszeichnung der Monarchie

Heinrich Lieben, ein österreichischer Jude, wurde 1944 in Auschwitz ermordet. Erst sieben Jahre zuvor hatte er den letzten jährlichen Lieben-Preis, eine noch aus der Monarchie stammende, einzigartige wissenschaftliche Auszeichnung, finanziert. Die Familie Lieben hatte den Preis im Jahre 1862 nach dem Tod von Heinrichs Großvater, dem Wiener Bankier Ignaz L. Lieben, gestiftet.

Als die Familie die Auszeichnung schuf, vertraute sie die Verwaltung und Verleihung des Preises einer damals noch verhältnismäßig jungen Einrichtung, der 1847 gegründeten Akademie der Wissenschaften, an. Der großzügig dotierte Preis sollte die Leistungen außergewöhnlicher Physiker und Chemiker aus den Ländern der Monarchie würdigen. Die Fokussierung auf Chemie und Physik war kein Zufall: Der Initiator der Stiftung, Ignaz Liebens Sohn Adolf, war selbst Chemiker. Ihm war allerdings wegen der diskriminierenden Vorschriften des österreichischen Konkordats – Lehrstühle an

österreichischen Universitäten waren Katholiken vorbehalten – eine wissenschaftliche Karriere in Österreich lange Zeit verwehrt. Nach vielen Jahren in Italien erhielt er jedoch schließlich als erster Jude Professuren in Prag und Wien.

Der Lieben-Preis zählte zu den prestigeträchtigsten wissenschaftlichen Auszeichnungen, die in der Monarchie zu erlangen waren. Zukunftsweisend war die Auswahl junger Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die später zu international anerkannten Experten in ihrem Feld wurden: So erhielten immerhin vier der Lieben-Preisträger, Fritz Pregl, Otto Loewi, Karl von Frisch und Viktor Hess, später den Nobelpreis. Lise Meitner, Felix Ehrenhaft, Josef Stefan und der Mathematiker Josip Plemelj waren weitere herausragende Wissenschaftler, deren frühe Leistungen mit dem Lieben-Preis ausgezeichnet wurden.

Der Lieben-Preis wäre beinahe ein indirektes Opfer der großen Inflation des Jahres 1923 geworden, als das Stiftungsvermögen drastisch an Wert verlor. Aber wieder war es die Familie Lieben, die, obwohl selbst in keiner leichten wirtschaftlichen Lage, den Preis weiterführte, indem sie einen jährlichen Betrag von tausend Schilling für die Verleihung des Preises spendete.

Was die weltweite Wirtschaftskrise nicht zu zerstören vermochte, gelang den Nazis mit grausamer Effizienz und Gründlichkeit. Das Ende dieses Preises, der wie kaum ein anderer die Vielfalt und das wissenschaftliche Potential der Monarchie und ihrer Völker symbolisierte, leitete die provinzialisierende Einengung österreichischer Intellektualität und die auf Jahrzehnte nicht wieder gutzumachende Zerstörung des geistigen Reichtums des Landes ein. Das Schicksal von Marietta Blau, einer der herausragendsten österreichischen Physikerinnen und Preisträgerin des letzten Lieben-Preises, steht für das Schicksal unzähliger Wissenschaftlerinnen. Marietta Blau hatte gemein-

sam mit ihrer Studentin Hertha Wambacher den letzten Lieben-Preis erhalten und war als Jüdin 1938 gezwungen, Österreich zu verlassen. Mit Albert Einsteins Hilfe erhielt sie eine Stelle an der Universität von Mexiko-City. Das rettete ihr zwar das Leben, aber die Umstände in Mexiko, wo sie von ihren wissenschaftlichen Kollegen isoliert war, bedeuteten auch das Ende dieser Karriere, die so vielversprechend begonnen hatte. Daran änderte sich auch nichts durch ihre Rückkehr nach Österreich nach dem Krieg. Blau starb einsam und unbekannt im Österreich der Nachkriegszeit.

Die Wissenschaftler auf den Schwarz-Weiß-Fotos an der Wand des kleinen Besprechungsraums an der Technischen Universität Wien blicken ernst und gelehrt drein – genau so, wie man sich als Laie Wissenschaftler gerne vorstellt. Es sind natürlich alles Männer, denn die TU Wien ist nach wie vor eine von Männern dominierte Welt: Im Jahre 2001 stellten die Frauen in der Professorenschaft lediglich drei Prozent.



Christian Noe

In diesem etwas nüchtern wirkenden Raum, unter der mahnenden Aufsicht wissenschaftlicher Genialität in Schwarz-Weiß, sitzt eine Gruppe von Männern um einen Tisch herum, auf dem eine unsichtbare Hand Kekse, Tee und Kaffee vorbereitet hat. Es ist ein ungewöhnlich warmer Tag im März, und diese Männer – unter ihnen Christian Noe, der Dekan der Fakultät für Naturwissenschaften und Mathematik der Universität Wien, und Arnold Schmidt, der ehemalige Präsident des Wissenschaftsfonds – haben sich bereit erklärt, mir darüber zu erzählen, wie sie und andere den Ignaz-L.-Lieben-Preis wieder ins Leben gerufen haben.

Einer der Männer ist der Chemiker und Wissenschaftshistoriker Robert Rosner, der die Initiative zur Wiederbelebung des Lieben-Preises startete. Rosner verließ Österreich 1939 mit einem der Kindertransporte, mit denen insgesamt beinahe 10.000 vorwiegend jüdische Kinder in Sicherheit nach England gebracht wurden. Nach dem Krieg kehrte Rosner nach Österreich zurück, erwarb ein Doktorat in Chemie an der Universität Wien und begann für ein Chemieunternehmen zu arbeiten. Nach seiner Pensionierung studierte Rosner Politikwissenschaften und Wissenschaftsgeschichte. Die Beschäftigung mit der Geschichte der Chemie in Österreich weckte sein Interesse am Lieben-Preis. Im Zuge seiner ausgiebigen Recherchen zur Geschichte des Preises kam er bald auf die Idee, mit der Hilfe von Sponsoren den Preis wieder ins Leben zu rufen. Gemeinsam mit anderen begann er die Suche nach möglichen Sponsoren. Dann kam Alfred Bader ins Spiel.

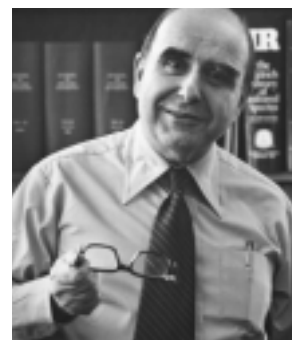


Robert Rosner

Foto: © Rosner

Im Jahre 2003 fand in Wien ein Symposium mit dem Titel „Österreich und der Nationalsozialismus – die Folgen für die wissenschaftliche und humanistische Bildung“ statt. Unter den Teilnehmern waren auch Wissenschaftler – unter ihnen die Nobelpreisträger Walter Kohn und Eric R. Kandel –, die als Kinder aus Österreich fliehen mussten. Einer von ihnen war Alfred Bader, für den die Konferenz ein starkes Signal war, dass man in Österreich ernsthaft daran interessiert ist, sich mit der eigenen Geschichte auseinander zu setzen.

Bader, ein ehemaliger österreichischer Flüchtling, der heute in Milwaukee/Wisconsin lebt, erinnert sich sehr gut an seine Jugend in Wien. So erzählt er von der gemeinsamen Schulzeit mit Carl Djerassi, der ebenfalls aus Österreich flüchten musste und später unter anderem als Erfinder der Pille internationale Bekanntheit erlangte. „Ich bin



Alfred Bader

mit dem Karl acht Jahre lang zur Schule gegangen. Seine Familie hatte einen Pingpong­ tisch zu Hause, wo ich Pingpong lernte.“ Baders Jugend war jedoch von kurzer Dauer: Ein Kindertransport brachte den erst 14-Jährigen nach England. Aber auch dort konnte er nicht lange bleiben. Obgleich er ein aus Österreich vertriebener Jude war, wurde er als „enemy alien“ nach Kanada deportiert, wo er chemische Verfahrenstechnik an der Queen's University studierte. Nach dem Doktorat an der Harvard-Universität blieb er in den USA und gründete ein Chemieunternehmen, die Firma Aldrich. Das Unternehmen – nach einer Fusion heißt es Sigma-Aldrich – ist heute der weltweite Marktführer im Chemikalienbereich. Seit Bader das Unternehmen 1992 verließ, widmet er sich dem Sammeln alter Meister, einer Leidenschaft, die ihn seit seiner Jugendzeit begleitet. Neben seiner Galerie in Milwaukee sind es aber vor allem seine zahlreichen philanthropischen Tätigkeiten, die den heute 80-Jährigen beschäftigen.

„Bobby und ich sind seit dreißig Jahren befreundet“, erzählt Alfred Bader über Rosner. Die beiden lernten einander beruflich kennen, als Rosner noch für Loba Chemie arbeitete. Als ihm Rosner im Umfeld des Symposiums über den Lieben-Preis und seine Absicht erzählte, den Preis wieder ins Leben zu rufen, war Bader sofort von der Idee angetan. Das war kaum überraschend, denn Bader hatte zu diesem Zeitpunkt bereits zahlreiche andere wissenschaftliche Unternehmungen, unter anderem die Einrichtung des Josef-Loschmidt-Lehrstuhls in Brünn, finanziert.

Baders Bereitschaft, den Lieben-Preis zu stiften, spiegelt allerdings eine deutliche Veränderung in seiner Wahrnehmung über Österreich wider. „Als ich nach dem Krieg manchmal nach Österreich kam, wäre es für mich undenkbar gewesen, einen Preis für Österreicher zu stiften. Immer, wenn ich einen Österreicher traf, der älter war als ich selbst – ich bin 1924 geboren –, musste ich mich fragen, was diese Person 1938 wohl getan hatte. Allerdings sind inzwischen die meisten der alten Nazis gestorben, und ich spüre, dass die jüngeren Generationen bessere Menschen sind.“ Bader erzählt von einem Freund, einem gläubigen Katholiken und Gegner der Nazis, der die Kriegsjahre in Dachau verbrachte: „Immer, wenn ich ihn nach dem Krieg besuchte, sprachen wir über die Österreicher, und wir waren uns einig, dass



Karl von Frisch

es viele gute Österreicher gab, aber einfach nicht genug von ihnen.“ Und dann waren da natürlich diejenigen, deren Beweggründe heute schwer nachzuvollziehen sind, wie einer der ehemaligen Professoren Baders im Wiener Gymnasium: „Er war ein wunderbarer Professor, der obwohl Mitglied der NSDAP, uns jüdische Schüler sehr gut behandelt hat. Ich habe ihn 1949 besucht, und er hat mir erzählt, dass er sich unter dem Dritten Reich etwas ganz anderes vorgestellt hatte.“



Fritz Pregl

„Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige“, antwortet ein erfreuter Alfred Bader, als ich ihn an einem Freitagnachmittag im Mai zur vereinbarten Zeit anrufe. Wir hatten E-Mails hin und her gesendet, um einen Termin für das Telefoninterview zu vereinbaren, und Alfred Bader hatte es in seiner Umsicht nicht verabsäumt, mich auf den Zeitunterschied zwischen Washington und Milwaukee hinzuweisen. Bader, Gründer eines milliardenschweren Unternehmens und ungewöhnlich großzügiger Philanthrop – er kaufte beispielsweise ein Schloss in England für seine Alma Mater –, beantwortet geduldig meine Fragen und erklärt vermutlich zum x-ten Mal, aber immer noch mit einer Stimme voll Enthusiasmus und Überzeugung, seine Motivation, die Neuauflage des Lieben-Preises zu stiften.

Er erwähnt dabei gerne seine Vorfahren: Einer von ihnen, Graf Johann Carl Serényi, war einer der Verteidiger Wiens bei der Türken-

belagerung im Jahre 1683; und Baders Großvater, Moritz Ritter von Bader, wurde von Kaiser Franz Joseph geadelt. Und um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, betont Bader: „Meine Wurzeln sind in der österreichisch-ungarischen Monarchie.“ Die Wertschätzung für diese Monarchie, die zu Baders Geburt bereits der Vergangenheit angehörte, hat Bader von seiner Tante und späteren Adoptivmutter Gisela Reich. Als Bader mit dem Kindertransport Wien verließ, blieb seine Tante, eine glühende Patriotin und loyale Anhängerin des Kaisers, in Wien und wurde später in Theresienstadt ermordet.

Es sind diese tief in die Monarchie hineinreichenden Wurzeln, die Alfred Bader veranlassen vorzuschlagen, dass der Preis an Wissenschaftler der Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie vergeben wird, also an Molekularbiologen, Chemiker und Physiker aus Bosnien-Herzegowina, Kroatien, der Slowakei, Slowenien, der Tschechischen Republik, Ungarn und Österreich. „Der Preis kommt damit zu einer politisch interessanten Zeit, in der die Erweiterung der EU jene Länder, die ehemals Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie waren, in einer europäischen Unternehmung von nie da gewesenem Ausmaß zusammenbringt. Ich denke, dass es bedeutsam ist, dass die Auszeichnung in all den verschiedenen Sprachen dieser Länder angekündigt wurde, und ich hoffe, dass tatsächlich viele Wissenschaftler aus diesen Ländern den Preis erhalten“, erklärt Bader.

Am 8. Juni 2004 traf sich das Auswahlkomitee, um über die Vergabe des ersten Lieben-Preises seit 1937 zu entscheiden. Der Preis ist mit 18.000 US-Dollar dotiert und wird im Rahmen

einer Reihe von Feierlichkeiten und eines Symposiums von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 9. November vergeben werden.

Eines ist schon jetzt sicher: Wie in der Vergangenheit werden auch diesmal die Preisträger Nachwuchsforscher und -forscherinnen sein. „Wir brauchen sicher keinen Preis, um die Leistungen der über Sechzigjährigen zu honorieren“, erläutert Arnold Schmidt. Und Robert Rosner fügt hinzu: „Wir hoffen, dass die Preisträger eines Tages weltberühmt sein werden.“

Im Besprechungsraum der TU Wien sind die Wissenschaftler, die Rosner mit seiner Initiative zusammengebracht hat, am Ende ihrer Erzählungen über den Lieben-Preis angelangt und haben begonnen, über andere historische Projekte zu sprechen, die sie noch planen. Keiner von ihnen zweifelt daran, dass Österreich mehr Bewusstsein hinsichtlich seiner eigenen Wissenschaftsgeschichte entwickeln sollte. Sie alle sind überzeugt, dass uns unsere Geschichte viel lehren kann.

Am Ende des Treffens, nachdem die anderen gegangen sind, nimmt sich Arnold Schmidt, der den Termin organisiert hat, die Zeit, um mir zu erklären, wer die fremden Wissenschaftler auf den Schwarz-Weiß-Fotos an der Wand sind. Schmidt ist auch nach der jahrelangen Leitung des Wissenschaftsfonds, Österreichs zentraler Einrichtung für die Förderung der Grundlagenforschung, immer noch ein viel beschäftigter Mann. Und während er mir die Namen der Männer an der Wand nennt – Namen, die ich vermutlich alle kennen sollte –, denke ich mir, dass es keine schlechte Welt ist, wo sich Menschen noch Zeit nehmen für solche Sachen. ■

AUFLÖSUNG

des Rätsels von Seite 22

SENKRECHT

- | | |
|-----------------------|------------------------|
| 1. MAMME-
LOSCHEN | 17. MENNIK =
KINNEK |
| 2. EDI | 19. LAVA |
| 3. SASSERES | 20. MS |
| 4. ULCUS | 21. NR |
| 5. EIE = MEIE | 23. EIGNETE |
| 6. NIFTIENR | 26. LAPPEN |
| 7. GANEFF-
KOEPELE | 28. UGGES |
| 10. TE | 29. SAG |
| 12. HR | 33. ALGE |
| 13. PIN | 35. IOD |
| | 36. NI |
| | 40. EG |

WAAGRECHT

- | | |
|-------------------|------------------|
| 1. MESUMMEN | 25. NILE |
| 8. ADAL = LADA | 27. HAUSGOI |
| 9. IFTA = FIAT | 30. AP |
| 11. MISCHPETEN | 31. GAN – GANEFF |
| 14. SURIMI | 32. KAPP – ORES |
| 15. EGES = SEGE | 34. NIGGEN |
| 16. ELF | 37. LPE |
| 17. MN | 38. OE |
| 18. OLEM | 39. TIEGEL |
| 21. NEREK = KEREN | 41. ODS |
| 22. SASSERN | 42. GENE |
| 24. CV | |



Foto: © echo

Hitlers Soldaten: Gruppenidentität und Konzept der „Reinheit“ finden sich im Faschismus und Islamismus gleichermaßen

Das Gift des reinen Wassers

Über Parallelen zwischen Nationalsozialismus, Stalinismus und Islamismus

Von Martin Engelberg



Es gibt gewichtige Stimmen, die den Islamismus als eine weitere Erscheinungsform der totalitären Ideologien und Regime des 20. Jahrhunderts ansehen und ihn nicht auf Fehler in der Politik der USA, des Westen insgesamt oder Israels zurückzuführen versuchen. Diese Position stellt den Islamismus in eine Reihe mit dem Nationalsozialismus und dem stalinistischen Terror. Dabei ist bemerkenswert, dass Psychoanalytiker, Politikwissenschaftler und Kulturschaffende trotz ihrer unterschiedlichen Zugangsweisen zu ähnlichen Schlüssen kommen.

„Wunschdenken“ und „rationalistische Naivität“

Diese Position unterscheidet sich vorerst einmal gründlich von der im Westen nicht selten vorherrschenden Meinung, der Terror hätte seinen Ursprung in der Unterdrückung und Ausbeutung der Dritten Welt durch den Wes-

ten, er sei die Antwort auf das Bestreben vor allem der USA, die arabische Welt zu beherrschen, deren Öl zu rauben, eine Reaktion auf die Politik Israels usw.

„Sind wir mit massiven, schrecklichen und scheinbar sinnlosen Zerstörungen konfrontiert, tendieren wir dazu, uns von unserem Horror und der Angst zu distanzieren, diese zu rationalisieren und uns sogar selbst mit einzu-beziehen, indem wir eine Mitverantwortung übernehmen“, konstatierte Werner Bohleber, einer der führenden Psychoanalytiker Deutschlands, unlängst auf einer interdisziplinären Konferenz zum Thema „Terror, Gewalt und Gesellschaft“. „So wichtig Selbstkritik ist, kann sie im Zusammenhang mit Terrorismus die Funktion haben, Gründe für einen offenbar sinnlosen Akt zu finden, um ihn in das eigene Denkschema einordnen und einen Sinn finden zu können.“ Paul Berman, einer der profiliertesten politi-



Quelle: © www.bigfoto.com

Anschläge des 11. September 2001: „Ein Tropfen des ekelhaften Ungläubigen genügt, um den Islam zu verunreinigen“, schrieben islamische Zeitungen

schen Essayisten der USA, bezeichnet den Versuch vieler Europäer und Amerikaner, im Islamismus rationale Elemente zu finden, weil es so schwer vorstellbar ist, dass sich Millionen und Abermillionen von Menschen einer krankhaften politischen Bewegung verschreiben, dass Millionen von Menschen sinnlos den Freitod wählen, als „Wunschdenken“ und „rationalistische Naivität“. Er zeigt anhand von Beispielen, dass solche Versuche der rationalen Erklärung für blanken Wahnsinn in der Geschichte immer wieder vorgekommen sind: Die Behauptung, dass Stalin Millionen ukrainischer Bauern mit voller Absicht habe verhungern lassen oder dass er die Sklavenarbeit wieder eingeführt habe oder dass Stalin aus einer Laune heraus seine Anhänger und Genossen liquidierte – diese Behauptungen schienen so außergewöhnlich, so unwahrscheinlich, so unvereinbar mit den bekannten Zielen und zivilisierten Idealen der marxistischen Bewegung zu sein, dass es viel leichter war anzunehmen, dass Stalin, wie die Kommunisten argumentierten, von bürgerlichen Propagandisten, von rechtsgerichteten Manipulatoren und subversiven Troztkisten verleumdet worden sei. Selbst Hitler und die Nazis schafften es, bei einem nicht unbeträchtlichen Teil der französischen Linken Verständnis für manche Argumente ihrer Propaganda zu finden, wie etwa

dafür, dass Deutschland tatsächlich mit dem Friedensvertrag von Versailles ein Unrecht zugefügt worden sei, dass Deutsche, die in den slawischen Ländern im Osten lebten, tatsächlich schlecht behandelt würden und dass schließlich die Hetze gegen die Juden auch gute Gründe hätte.

„Es war ein Widerwille, manchmal sogar eine unverhohlene Weigerung, zu akzeptieren, dass politische Massenbewegungen sich von Zeit zu Zeit an der Idee des Hinmetzelns von Menschen berauschen. Es war der Glaube, dass Menschen auf der ganzen Welt bei der Verfolgung normaler und erkennbarer Interessen sich zwangsläufig mehr oder weniger vernünftig verhalten. Es war der Glaube, dass die Welt im Großen und Ganzen ein rationaler Ort sei“, zieht Berman die Parallele zu heute.

Totalitäre, mörderische Regime

Untersucht man den Islamismus im Hinblick auf gesicherte Erkenntnisse über das Entstehen und das Funktionieren irrationaler Massenbewegungen und totalitärer, mörderischer Regime, fallen die Gemeinsamkeiten sehr deutlich auf: Wie von Freud in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ schon 1921 beschrieben, wird das eigene Gewissen und



Quelle: © www.arabcomint.com



Sigmund Freud: In totalitären Regimen werde das eigene Gewissen und das Ich-Ideal suspendiert, beschrieb der Psychoanalytiker bereits 1921

das Ich-Ideal suspendiert und der Führer der Masse oder eine leitende Idee an deren Stelle gesetzt. Für den Islamismus noch passender sind neuere psychoanalytische Gruppenforschungen, die besagen, dass die Gruppenphantasie nicht um ein Massenideal, einen Führer kreist, sondern um die Phantasie eines idealen Zustandes des Ichs, in dem eine symbiotische Beziehung mit dem Primär-Objekt (z. B. der Mutter) illusionär wiederhergestellt wird.

Die Verbindung vom Konzept der „Reinheit“ mit jenem der Gruppenidentität wurde ebenfalls bereits von Freud beschrieben. Mitglieder einer Gruppe bringen individuelle Unterschiede zum Verschwinden. Sie versichern einander ihrer Gemeinsamkeiten und Identität, indem sie sich alle als Gleiche fühlen. Unterschiede und Anders-Sein erscheinen daher als unrein. Unsicherheit, Unbestimmtheit, Ambivalenz können nicht toleriert werden, müssen als etwas „Unreines“ ausradiert werden, um ein homogenes und konsistentes Universum zu schaffen.

Rituelle Reinheit ist im Islam und dementsprechend auch im Islamismus von größter Bedeutung. So war in einer der wichtigen politischen islamistischen Zeitungen zu lesen: „Der Islam und die Ungläubigen sind so wie frisches, klares Quellwasser und Wasser, das vom Unterten eines Kanals stammt. Wenn auch nur ein

Tropfen dieses ekelhaften Wassers in das klare Wasser gerät, verschwindet die Klarheit. So genügt ein Tropfen des ekelhaften Ungläubigen, um den Islam zu verunreinigen.“¹⁾

Erstaunliche Ähnlichkeiten

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass alle Untersuchungen den Ursprung des Islamismus und dessen Juden Hass nicht im israelisch-palästinensischen Konflikt, sondern in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts finden und ihn inspiriert sehen von den Ideen des europäischen Faschismus und dementsprechend verwandt.

Bin Laden selber wird mit seiner Aussage auf dem ersten, nach den 9/11-Anschlägen verbreiteten Video zitiert, in dem er erklärte, dass die islamische Nation über 80 Jahre lang Erniedrigung und Schande erleben musste.

Damit bezog sich Bin Laden auf die Zeit um 1920, die Reformen Kemal Atatürks, das Ende des letzten Kalifats im Jahre 1924 und darauf folgend die Gründung der Muslimbruderschaft im Jahre 1928. Er und seine Gefolgsleute sehen diese historischen Geschehnisse als Teil einer westlichen und jüdischen Konspiration zur Dezimierung des Islams und der großen islamischen Nation an.

Der Islamismus ist, nach dem Faschismus und dem Bolschewismus, der dritte große Anlauf in der Geschichte, die Konsequenzen der Modernisierung, Säkularisierung und Liberalisierung, welche durch die Aufklärung in Gang gekommen sind, zu beseitigen. Alle drei Bewegungen entstanden in der Zeit des Ersten Weltkriegs, in einer Zeit des Zusammenbruchs des idealistischen und liberalen Glaubens an den Fortschritt bei den europäischen Nationen und sie alle weisen deutliche Ähnlichkeiten auf:

- den Mythos einer idealisierten historischen Frühzeit, zu der eine Verbindung gesucht wird;
- die Animosität gegen den Westen, dessen Grundsätze im Gegensatz zu den eigenen stehend angesehen werden und die eigenen Werte zu korrumpieren drohen;
- das Ideal eines homogenen Ganzen, zu dessen Erreichung es unabdingbar ist, sich von allem Fremden zu säubern;
- einen Totenkult, im Rahmen dessen das Aufopfern für das Vaterland oder für die Religion als größtes Glück angesehen wird.

¹⁾ Zitat Raban J., „My holy war“, The New Yorker, 4. Februar 2002

Islamismus und Judenhass

Sehr auffallend und gravierend ist die Verwandtschaft des Judenhasses der Nationalsozialisten mit dem unglaublich stark gewordenen Antisemitismus im Islamismus. Während Bohleber jedoch meint, dass Zweiterer nicht jene gespenstische Kraft des Antisemitismus der Nazi-Deutschen besäße, weist der deutsche Politikwissenschaftler Matthias Küntzel die enge Verbindung von Islamismus und Judenhass, von den 20er Jahren bis heute, im Detail nach.

So sind islamistische Kampagnen schon in der Frühzeit (bis 1951) nicht antikolonial, sondern antijüdisch orientiert gewesen. Auch wurden die jüdenfeindlichen Passagen des Koran mit den antisemitischen Kampfformen des Dritten Reichs verknüpft und der Judenhass als Dschihad ausagiert. Schon kurz nach dem Ende der Nazi-Herrschaft provozierten die Muslimbrüder die größten antijüdischen Ausschreitungen der ägyptischen Geschichte und es kündigte sich bereits damals die Verschiebung des antisemitischen Zentrums von Deutschland in die arabische Welt an. Mit der islamischen Revolution im Iran im Jahr 1979 erlebte der Islamismus seinen großen Aufschwung. Wie eng dieser mit Antisemitismus verknüpft ist, zeigt die Charta der islamistischen Hamas, die im Jahre 1988, am Beginn der ersten Intifada, gegründet wurde. Die Hamas-Charta spricht ausdrücklich davon, dass der Dschihad gegen Israel nur die erste Etappe eines weltweiten antijüdischen Vernichtungskrieges darstellt.

In der Charta findet sich dann Folgendes: „Die Juden standen hinter der Französischen Revolution und hinter der kommunistischen Revolution.“ Sie standen „hinter dem Ersten Weltkrieg, um so das islamische Kalifat auszu-schalten ... und standen auch hinter dem Zweiten Weltkrieg, in dem sie immense Vorteile aus dem Handel mit Kriegsmaterial zogen.“ Sie veranlassten „die Gründung der Vereinten Nationen und des Sicherheitsrats, ... um die Welt durch ihre Mittelsmänner zu beherrschen“. Und schlussendlich nennt die Charta in Artikel 32 sodann ihre Quelle: „Das Programm der Zionisten wurde in den Protokollen der Weisen von Zion ausgebreitet.“

In keinem – schon „nach Oslo“ – verfassten Schulbuch der palästinensischen Autonomiebehörde wird Auschwitz auch nur erwähnt. Der Vorsitzende des Erziehungskomitees des palästinensischen Parlaments erklärte: „Wir haben

kein Interesse an Unterricht über den Holocaust.“ Dafür wurde von der Autonomiebehörde ausdrücklich die Verbreitung von Hitlers „Mein Kampf“ autorisiert. Das Buch rangierte 1999 auf der Bestsellerliste im palästinensischen Autonomiegebiet auf Platz sechs.²⁾

Wie sollen sich liberale Demokratien angesichts totalitärer, menschenverachtender Systeme verhalten? Der französische Schriftsteller Pascal Bruckner konstatiert einen gravierenden Unterschied zwischen den USA und den Europäern: „Die Amerikaner haben sich für die freiheitliche Demokratie als das beste aller Systeme und nicht als Kompromiss entschieden und betrachteten die Demokratie auch weiterhin als einen ‚Traum‘.“ Sich selbst sehen sie als mit einer weltweiten Mission ausgestattet: die Freiheit zu verbreiten. Doch die Europäer sind mit anderen Gemütsverfassungen zu freiheitlichen Idealen gekommen. Sie sind auf der Suche nach Ruhe. Sie griffen diese Ideen auf, weil ihre anderen, aufregenden Ziele sie enttäuscht hatten.“

Paul Berman resümiert, dass die totalitären Bewegungen auch deshalb blühten, weil das Klima des modernen Lebens ihnen zu blühen erlaubte. „Um eine Situation zu erreichen, in der Nazis Europa erobert haben, braucht man dazu nicht nur die Nazis, sondern auch noch all die anderen rechten Bewegungen, welche die Nazis in einem freundlichen Licht sehen, und außerdem braucht man linke Gegner wie die Kriegsgegner unter den französischen Sozialisten, die nicht sehen können, dass Nazis Nazis sind.“

Berman schließt mit einem Aufruf an die westliche Welt, sich zu wappnen und einen „neuen Radikalismus“ zu entwickeln. Präsident Bush einerseits zu konzedieren, trotz all seiner sprachlichen Unzulänglichkeiten und seines fehlenden Schliffs einigermaßen fähig auf die Terroristenanschläge, zumindest im militärischen Bereich, reagiert zu haben, und ihm andererseits zuzusetzen, deutlicher zu erklären, was auf dem Spiel steht, und für die Menschen auf der ganzen Welt politische Lösungen anzubieten, die sonst vielleicht die Feinde des Westens würden. Die deutschen Pazifisten, die Franzosen, die Menschenrechtsorganisationen ruft er auf, ebenfalls an dem Krieg gegen Terror und Totalitarismus teilzunehmen. Jeder auf seine Art – in einem lockeren Netzwerk, wie es Al-Qaida von sich behauptet. ■



Quelle: © www.arabcomint.com

²⁾ Küntzel N., Dschihad und Judenhaß, ca-ira Verlag, Freiburg 2003

Dajgezzen und Chochmezzzen

Erwin Javor und Peter Menasse dajgezzen und chochmezzzen** über die Tücken der Rechtschreibreform im Jiddischen und die Frage des Schwulseins im Judentum.*

Menasse: Ich glaube, wir kommen nicht darum herum, über die Aufreger-Themen der jüngsten Zeit zu reden, also über alles, was Recht ist: Die Rechtschreibreform und die Rechte von gleichgeschlechtlichen Paaren.

Javor: Was die Rechtschreibreform betrifft, bin ich für eine radikale Lösung. Nieder mit den Zauderern. Als Vorbild sollte man sich Sprachen suchen, die seit über 2.000 Jahren ohne Reform ausgekommen sind. Hebräisch und zum Teil auch Jiddisch werden bekanntlich

Javor: „Als Vorbild sollte man sich Sprachen nehmen, die seit 2.000 Jahren keine Reform gebraucht haben.“

ohne Vokale geschrieben und sind dennoch verständlich. Das sollten sich die Reformer hierzulande als Beispiel nehmen. Stell dir doch einmal vor, wie viel Platz und Kosten man sich ersparen könnte, wenn man ab sofort im Deutschen keine Selbstlaute mehr verwendete. Auch unsere „Gemeinde“ wäre schon auf Grund des eingesparten Papiers wesentlich kostengünstiger und vor allem dünner.

Menasse: Wnn d mnst, dss m Dtschn s ws mglich st.

Javor: Was macht dich derart stottern, die Rasanz meines Vorschlags?

Menasse: Ich habe nur Selbstlaut-los kommentiert: „Wenn du meinst, dass im Deutschen so was möglich ist.“

Javor: Na ja, kleine Adaptionen sind wahrscheinlich noch notwendig. Ich bin jedenfalls für radikale Positionen. Schalom Asch hat auf die Frage, warum er denn seine Romane in Jiddisch schreibe, geantwortet: „Weil, men farstajt jej-des Wort.“ (Weil man jedes Wort versteht.)

Menasse: Ich verstehe. Also, ich habe einen alternativen Vorschlag. Ich bin für die völlige Abkoppelung der Wiener von allen anderen Deutschsprachigen. Ich bin für eine urbane Sprache und Kultur. Wonn mir nämlich so schreibn mechaten, wia uns der Schnabel gwochn is, kenntaten die anderen si brausn geh. Und des warat net deppat, wann ma uns um die Gscherten weniger scheißn taterten.

Javor: Contenance, Herr Kollege. Oder wie die germanistischen Reformer vermutlich sagen würden: Haltung!

Menasse: O.K., ich benehme mich wieder. Aber im Sinne der Liberalität wäre das doch wirklich die richtige Vorgangsweise: Jeder schreibt, wie er gerade will, und trägt eigenverantwortlich das Risiko, verstanden zu werden.

Javor: Also ich glaube, wir müssen das noch in



Fotos: © Peter Rigaud

* dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; ** chochmezzzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt

der Redaktionskonferenz diskutieren. Wir haben jetzt drei Vorschläge für unser NU: Wir schreiben deutsch ohne Selbstlaute, eine herausfordernde, aber billige Variante. Oder wir schreiben Jiddisch, was allerdings mehr als die Hälfte unserer RedakteurInnen nicht versteht, und dann bleibt noch Wienerisch, was hieße, dass uns die Hälfte unserer LeserInnen nicht mehr folgen könnte. NU, das sind ja schöne sprachliche Aussichten.

Menasse: Ich merke, du nimmst das alles nicht ernst genug. Also reden wir lieber über die laufende Diskussion zur Verbesserung der Rechte von gleichgeschlechtlichen Partnern. Da hat ÖVP-Klubobmann Wilhelm Molterer aus seiner klassisch katholischen Sicht gemeint, die Ehe sei „unantastbar“. Wie schaut denn das aus einer jüdischen Sicht aus? Wird da die Institution der Ehe auch so überhöht gesehen?

Javor: Im orthodoxen Judentum ist Homo-

zwischen Theorie und Praxis ist ja nirgends so groß wie bei religiösen Regeln. Oder anders gesagt: St. Pölten ist immer und überall. Und dabei wäre es schon hoch an der Zeit, dass man die Menschen nach ihren Bedürfnissen leben lässt und ihnen nicht Regeln aus längst versunkenen Zeiten aufzwingt.

Javor: Jedenfalls ist St. Pölten die Hauptstadt von Niederösterreich, und in Niederösterreich befindet sich bekanntlich die Zentrale von Magna, der Nabel der österreichischen Fußballwelt.

Menasse: Diese Überleitung, mein Freund, ist echt schräg, um nicht zu sagen wagemutig. Sozusagen ein dajgezzesisches Gesamtkunstwerk. Tja, Stronach hat offensichtlich einen Geheimplan. Erst hat er Rudas, den erfolgreichen Reformier der SPÖ, mit bekanntem Erfolg



Menasse: „Wnn d mnst, dss m Dtschn s ws mglich st.“

sexualität wie in allen Weltreligionen verboten und natürlich pfui gack. Die jüdischen Schwulen haben sich damit geholfen, dass sie internationale Reformgemeinden gründeten, um ihr Judentum in liberalen Synagogen leben zu können. Was die Ehe im Judentum anbelangt, hat die biblische Vielweiberei bekanntlich abgewirtschaftet und wurde durch die wesentlich weniger anstrengende, monogame Ehegemeinschaft abgelöst. Meinen Beobachtungen zufolge werden jedoch auch andere – sagen wir einmal – Mischformen diverser Beziehungen gelebt.

Menasse: Das gibt es überall. Der Unterschied

eingesetzt, um die Austria neu zu strukturieren, und jetzt will er Westenthaler, den Reformier der FPÖ, auch ein großer Sieger, den Rest besorgen lassen.

Javor: Und um ganz sicher zu gehen, dass diesmal die Übung gelingen möge, hat er zum guten Schluss noch Otto Baric, den Reformier der kroatischen Fußball-Nationalmannschaft, zu seinem Berater gemacht.

Menasse: Eines haben diese drei Hoffnungsträger jedenfalls gemeinsam: Sie sind ungeheuer beliebt.

Europa, Israel und die Lügen um Palästina

MEINUNG

Ein paar Stunden nach den blutigen Terroranschlägen in Madrid, am 11. März 2004, sprach ich mit einem israelischen Freund, der in Spanien lebt. „Du wirst sehen“, sagte er mir am Ende des Gesprächs, „früher oder später werden wir, die Israelis, für diese Aktionen verantwortlich gemacht.“

Kaum zwei Wochen danach erschien in der „Financial Times Deutschland“ ein Kommentar vom Korrespondenten in Brüssel, in dem man u. a. lesen konnte: „Der Respekt vor den Opfern des Holocaust hat es uns verboten, Israels Regierungen mit denselben Maßstäben zu messen wie andere westliche Regierungen ... Wir haben die Siedlungs- und Besatzungspolitik der israelischen Regierungen toleriert und die Palästinenser den Preis dafür zahlen lassen. Das hat in der arabischen und muslimischen Welt einen Hass groß werden lassen, der am 11. September 2001 und am 11. März 2004 auf uns zurückgeschlagen hat.“

Mein israelischer Freund in Spanien ist kein Prophet. Aber er konnte genauso wie viele andere Israelis beobachten, wie seit Beginn der zweiten Intifada die europäische Haltung gegenüber Israel vergiftet und wie Israel systematisch diabolisiert und für alle Probleme der Menschheit verantwortlich gemacht wird. Denn die Meinung der „Financial Times“ ist im heutigen Europa sehr verbreitet. Israel hat den „traditionellen“ Platz der Juden als „Wurzel aller Bosheiten“ eingenommen.

Die Beziehungen zwischen Europa und Israel haben einen historischen Tiefpunkt erreicht. Um diese Krise zu erklären, muss man sich die Geschichte in Erinnerung rufen.

Die Geschichte beginnt lange vor dem Zweiten Weltkrieg – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als das Heilige Land Teil des osmanischen Reiches war. Es war eine Zeit, in der kaum jemand im Nahen



Osten das Wort „Palästina“ kannte und in der Jerusalem eine verlassene Stadt war, die in Ruinen und Schmutz lag.

Der Terminus „Palästina“ ist eine Erfindung der Europäer, als sie ihr Interesse für die Region entwickelten: Anstelle von Bibelbegriffen suchte man einen Namen, der von den Römern gebraucht wurde – Palästina. In dem Bestreben, die Identifikation der Juden mit dem Land Israel abzuschwächen, verwiesen die Römer auf die Philister – eine nicht mehr existierende Bevölkerungsgruppe, die in früheren Zeiten in der Gegend des heutigen Gazastreifens gelebt hatte.

Die heutigen Palästinenser haben natürlich nichts mit den Philistern zu tun, obwohl Arafat es ab und zu behauptet. Die Palästinenser waren auch nicht die ersten Christen – wie die erfundene palästinensische nationale Mythologie meint. Jesus war kein „Palästinenser“, sondern ein Jude. Aber komischerweise sind alle diese falschen Mythen über die „Verwurzelung“ der Palästinenser im Lande Israel in Europa als historische Wahrheit akzeptiert. Wie bequem ist es, auf Basis dieser Lügen den Vergleich zwischen den von den Juden „gequälten“ Palästinensern und Jesus zu ziehen.

Auf Arabisch erscheint der übersetzte national-politische Terminus „Falastin“ nur im 20. Jahrhundert: Auf der Pariser Friedenskonferenz von 1919 ist von „Palästina als Teil des arabischen Syriens“ die Rede, der Abgeordnete des Obersten Arabischen Komitees

der UNO sagte 1947 vor der Vollversammlung, dass Palästina Teil der Provinz Syriens war, und sogar Ahmad Shuqeiri, der spätere Vorsitzende der PLO, sagte vor dem Sicherheitsrat: „Jeder weiß, dass Palästina nichts anderes ist als das südliche Syrien.“

Palästina ist eine europäische Erfindung, die ab dem 19. Jahrhundert zur Einmischung in die Affären des Heiligen Landes dienen sollte: Erst bekamen die Europäer von dem geschwächten Osmanischen Reich Schutzrechte über die religiösen Minderheiten in diesem Land – Christen und Juden. Weil die Moslems keine möglichen Kolonialismusp partner waren, engagierten sich die Europäer für die nationalen Rechte der anderen religiösen Minderheiten.

Die Juden waren die Einzigen, die sich für „Palästina“ interessierten, und bekamen dafür Unterstützung von den Briten. Aber sofort, nachdem die Briten das Land erobert hatten, begann der Wandel in ihrer Position: Die erste Teilung „Palästinas“ gab den Arabern 80 Prozent des Territoriums des Mandats über das Land Palästina (heutiges Jordanien). Wenn die Palästinenser sich heute beschwerten, dass die Juden 80 Prozent vom „historischen Palästina“ kontrollieren, stellt sich die Frage, von welchem „historischen Palästina“ sie überhaupt sprechen?

Gegenüber dem Verbrechen des Holocausts gab es nach dem 2. Weltkrieg keine andere Alternative, als endlich den Juden eine nationale Heimat zu geben. Man hat aber in Europa nie wirklich die Tatsache akzeptiert, dass die Juden in ihrem Staat souverän sein könnten. Die Juden wurden nicht nur von den Moslems traditionell geduldet. Auch die Christen sind daran gewöhnt, die Juden als Vasallen oder Diener zu betrachten. Sobald Israel begann, seine eigenen Interessen wahrzunehmen und zu verteidigen (ohne Rücksicht darauf, was die Europäer dazu zu sagen hatten) wurde die Beziehung der Europäer zu Israel problematischer.

Und so entdeckten die Europäer die „Causa Palästina“. Der Slogan „Juden nach Palästina“ hat sich zum Slogan „Juden aus Palästina“ gewandelt. Der Kampf um die Legitimität Israels fing an. Niemand in Europa

fragt sich, wo liegt das Existenzrecht Saudi-Arabiens, Libanons, Kuweits, Jordaniens oder sogar Palästinas. Man debattiert aber gern und offen über die Frage, ob Israel – als „künstlicher“ Staat in dieser Region – das Recht zu existieren hat oder nicht. Und man beschuldigt Israel, dass es den „Respekt vor dem Holocaust“ für politische Zwecke missbraucht. So wird das Opfer zum Täter.

Viele Europäer haben das Gefühl, dass man Israel den Juden als moralische Entschädigung geschenkt hat. Und wie jedes Geschenk könnte man Israel „zurücknehmen“, wenn sich die „Kinder“ Israels nicht gut verhalten. Der Grund dafür ist einerseits purer Kolonialismus und andererseits der Wille, seine eigene Vergangenheit zu reinigen. Ich behaupte nicht, dass alles was Israel macht gut ist. Heute kann man auch nicht die Existenz einer neuen palästinensischen nationalen Identität verleugnen, die das Existenzrecht Israels bedroht. Israel ist keine imperialistische Macht, die nur an der Unterdrückung der Palästinenser interessiert ist. Israel befindet sich mitten in einem blutigen Krieg, der entscheidend für seine Zukunft ist.

Anstatt Verständnis für diese schwere Situation aufzubringen, diskutiert man in Europa, wo genau die Grenzen der Kritik an Israel liegen. Aber, seit wann darf man in Europa, sogar in Deutschland, Israel nicht kritisieren?

In Wahrheit handelt es sich um das Recht Europas, sich in Angelegenheiten Israels einzumischen. Wenn alle Fraktionen des Bundestags sich erlauben, einen Unterstützungsantrag über die sehr umstrittene Genfer Initiative zu befürworten, ist es eine inakzeptable Intervention in die internen Affären Israels. Eine Grenze ist hier überschritten. Schlimmer ist die Finanzierung von israelischen Parteien und politischen Organisationen durch deutsche und europäische Stiftungen und Ministerien. Der deutsche und europäische Kolonialismus ist wieder da.

Dass nur Europäer ihre unausgewogene Kritik äußern, ist nicht zielführend. Sie sollen auch zuhören, was die Israelis zu sagen haben, und das als legitim akzeptieren.

כתיבה וחתימה טובה

Dr. Thomas Fried

1010 Wien, Gonzagagasse 11, Tel.: 01/533 04 33

wünscht allen Freunden, Bekannten und
Klienten ein glückliches neues Jahr!

כתיבה וחתימה טובה

LISKA

wünscht allen Kunden,
Freunden und Bekannten
ein glückliches neues Jahr!



HERRENMODE

Victor Wagner & Glass

Zentrale: | 160 Wien, Thaliastraße 74

tel: 480 81 11, FAX: 480 81 11 / 22

FRANKSTAHL
that's quality



FRANKSTAHL
Rohr- und Stahlhandelsgesellschaft m. b. H.
Lager und Verkauf
A-2353 Guntramsdorf
Frankstahlstr. 2
Tel.: 01/531 77-0
Fax: 01/531 77-501
E-Mail: office@frankstahl.com
www.frankstahl.com

**Med.-Rat Dr.
Timothy B. Smolka
und Prof. Dr.
Franziska Smolka**

wünschen allen Freunden,
Bekannten und Patienten ein gutes
und glückliches neues Jahr!

כתיבה וחתימה טובה

כתיבה וחתימה טובה

**Dr. Danielle
Engelberg-Spera
Mag. Martin
Engelberg
Sammy, Rachel und
Deborah**

wünschen allen Freunden
und Bekannten
ein glückliches neues Jahr!

Dr. Martin Scharf

Facharzt für innere Medizin

Additivfacharzt für Gastroenterologie

und Hepatologie

Tel: 0699/11 82 90 30

wünscht allen Freunden, Bekannten und

Patienten ein glückliches neues Jahr

שנה טובה

כתיבה וחתימה טובה

Pierre Lopper

wünscht allen

Freunden und Bekannten

ein glückliches neues Jahr!

כתיבה וחתימה טובה

Alexia Wernegger

wünscht allen Freunden und

Bekannten ein

glückliches neues Jahr.

כתיבה וחתימה טובה

Konstanze, Kenneth, Valerie und Maximilian Thau

wünschen allen Freunden und

Bekannten ein

glückliches neues Jahr.

Ein gutes, gesundes und
glückliches neues Jahr wünschen

Anita und Michi Schnarch

שנה טובה

Jewish Welcome Service Vienna und Dr. Zelman

wünschen allen Freunden

und Bekannten

ein glückliches neues Jahr!

שנה טובה



P.B.B. ► VERLAGSPOSTAMT 1010 WIEN ► ZULASSUNGSNR.: 02Z033113M

IMPRESSUM

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: **NU** ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. **NU** will den demokratischen Diskurs fördern.

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479
Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15
BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

MITARBEITER DIESER AUSGABE:

Eldad Beck, Martin Engelberg, Erwin Javor, Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer, Peter Rigaud (Bildredaktion), Saskia Schwaiger (Chefin vom Dienst), Danielle Spera, Michaela Spiegel, Philipp Steger, Petra Stuiber, Alexia Wernegger

ABOBESTELLUNG/PREISLISTE INSERATE:

Anton Schimany Tel.: +43/664/300 77 06,
Fax: +43/1/715 05 45-15, E-Mail: office@nunu.at
Preis pro Einzelausgabe: EUR 3,-/Jahresabonnement: EUR 10,-

SATZ & LAYOUT:

echokom werbeagentur ges.m.b.h
1070 Wien, Schottenfeldgasse 24
Tel.: +43/1/526 26 76-0